BOTSKY

OSTPREUSSENS FEUERZEIT

Botsky, Ostpreußens Feuerze

E.Th.

ngens Kriegsbücher 1 Mar



Langens Kriegsbücher



Geschichten aus Deutschlands Kämpfen 1914/15



Zehntes Bändchen

Albert Langen Verlag München

Langens Kriegsbücher

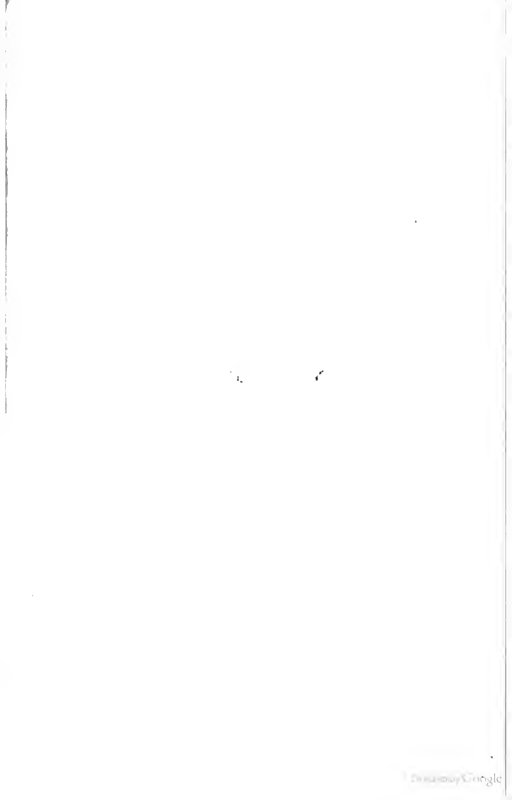
Katarina Botsky
Ostpreußens Feuerzeit
Kriegsbilder

Zehntes Bändchen

Albert Langen Verlag München

Inhalt

Krieg



An den öden Straßenecken der kleinen Stadt, in der man immer Zeit gehabt hatte, zu leben, und in ihren engbrüstigen Schaufenstern klebte überall der Mobilmachungsbefehl — auf blutfarbenem Papier — gegen Rußland. Und dort — wer gute Augen hatte, konnte sie sehen — lag die russische Grenze. So nahe war sie der kleinen Stadt. Vor den verstörten Gesichtern der Kleinstädter brannten die blutroten Zettel an den Straßenecken und in den Schaufenstern, wo sie auch gingen und standen. Sie arbeiteten auch, immer die roten Zettel vor Augen. Sie saßen mit gefalteten Händen in ihren stillen Gärten und sahen überall große blutfarbene Stellen in der Luft, und dahinter, dahinter die dunkle russische Grenze. In kleinen Trupps standen sie auf dem einsamen Marktplatz und schluckten wortkarg an ihrer Angst. Ihre bequemen Kleider verrieten nicht das fröstelnde Zittern ihrer Glieder. Mit mäßig großen braunen Pappkartons und riesengroßer Begeisterung waren ihre Söhne bereits dem Ruf des Kaisers gefolgt. Aber auch viele, viele Väter waren dabei, ihre Pappkartons zu rüsten.

Die Kirchenglocken riefen. Bittgottesdienst. In ihren Alltagskleidern stürzten die Kleinstädter zu Gott. Die ganze Stadt entleerte sich in die Kirche. Gleich einem trüben Strom floß es aus allen Gassen in sie hinein. Immer die roten Zettel vor Augen, staute sich die Menge vor dem dunkel verhängten Altar. Es wurde mehr geschrien als gesungen: „Ein' feste Burg ist unser Gott"... Während-

dem jagten schon die Kosaken über die Grenze und in die Stadt hinein und donnerten an die Kirchentür. Die Bajonette aufgepflanzt, standen sie plötzlich um die Kirche herum, und ihre langen Haare wehten finster im Winde. Kreischend verlangte die Gemeinde ein Wunder von Gott zu ihrer Errettung. Ein deutsch sprechender russischer Offizier trat an den Pfarrer heran und forderte ihn ohne Unfreundlichkeit auf, der Einwohnerschaft mitzuteilen, daß sie die Stadt sofort zu räumen hätte. Und sie wären keine Barbaren und würden niemand etwas zuleide tun, der sich nicht widersetzte. Auch könne mitgenommen werden, was jeder tragen könne. Nur die Männer sollten als Gefangene zurückbleiben.

Die Kosaken musterten die leichenfahl heraustaumelnden Scharen langsam, langsam, langsam finster vom Kopf bis zu den Füßen. Eine Frau fiel unter diesen Blicken um und war tot. Durch die Tür hörte man noch die bebende Stimme des Pfarrers: „Der Herr schütze euch und behüte euch. Der Herr lasse sein Antlitz über euch leuchten und schenke euch seinen Frieden."

Als ob die Hände Gottes selbst sie leibhaftig zurückgestoßen hätten, während sie zu ihm riefen, so zerschmettert wankten die Verbannten noch einmal in ihre Häuser zurück. Die Frauen packten ganz sinnlos Nichtigkeiten zusammen; die Männer harrten in dumpfem Entsetzen ihres dunkeln Schicksals. Die Luft war schwül und trübe. Die Nachmittagssonne versteckte sich; es begann zu regnen. Es regnete lauter und lauter. Lauter und lauter weinten auch die Packenden in den Häusern. Man sah alte Frauen auf den nassen Höfen stehen und mit emporgewandtem Gesicht, tatenlos, Choräle singen, wobei ihnen der Regen erbarmungslos das Gesicht zerpeitschte. Eine arme Witwe ver-

suchte vergebens ihre Katze im Teich zu ertränken, um sie dadurch vor Quälereien zu bewahren. Die Katze schrie, was sie konnte, und die Witwe weinte und jammerte mit ihr. Ein alter Mann übernahm das Henkersamt an vielen Tieren, die zurückbleiben mußten. Vorwiegend waren es bejahrte Hauskatzen. Er tat es für zehn Pfennige das Stück, indem er das betreffende Tier ganz einfach an den Hinterbeinen ergriff und mit dem Kopf an eine Mauer schlug. Den Hühnern und den Schweinen in den Ställen wurde in wahnsinniger Hast soviel Futter hingeschüttet, als da war. Und nun war es auch schon Zeit. Kurze unverständliche Befehle erklangen auf den Straßen. Hinaus! Hinaus! Rauh wurden die Familien auseinandergetrieben.

Es regnete nicht mehr. Ein Mond, so groß und rot, wie niemand ihn noch je gesehen zu haben glaubte, stieg, erschreckend, am falben Himmel empor. Über eine mürbe Holzbrücke ging es aus der Stadt heraus. Tief unter der Brücke rauschte ein grauer Strom, das Spiegelbild des Monds wie eine Blutlache im Schoß. Eine finstere Gerberei stand unten allein am Wasser. Felle hingen rings um sie herum zum Trocknen aus. Wie Bahrtücher wehten sie in der Dämmerung und rochen nach Tod und Verwesung. Während ein großer Teil der Vertriebenen in die umliegenden Dörfer floh, entwich eine kleine Schar auf den abseits gelegenen Friedhof. Auf dem Friedhof glaubten diese Frauen bleiben zu dürfen. Und wenn nicht, so wollten sie hier bleiben und sterben. Sie wollten schon auf ihrem Friedhof sein, wenn die Kugeln der Feinde sie trafen.

Und doch stürzten alle einen Augenblick später in rasendem Entsetzen zurück, als ihnen in einem der dämmrigen Gänge des Friedhofs der Anblick des Todes entgegentrat. Wie eine Vogelscheuche aufgestellt, sahen sie die alte Fried-

hofsfrau, tot, mit ihrem Besen in der Hand an einem Baume lehnen. Sie trug noch die Brille auf ihrem vertrockneten Gesicht, auch blickten ihre Augen noch durch die Gläser. Aber wie?! Teuflisch schadenfroh schienen die verschwimmenden Augen der Erschossenen den Fliehenden zuzurufen: Nun kommt die Reih' an euch!... Und es war so düster auf dem Friedhof. Schwarz war die Luft unter den Bäumen. Wie bläuliche Schädel leuchteten die großen Blüten blauweißer Hortensien auf den Gräbern. Es roch nach Rauch; es flammte schon in der Stadt. Eine der Frauen brach in hysterisches Schreien aus, als sie neben einer Bank ein rotes Ballnetz liegen sah — das Ballnetz ihrer Enkelin mit gelben und grünen Bällchen. Das hatte das Kind hier vor wenigen Tagen verloren. Vor wenigen Tagen. Vor hundert Jahren schien es ihr, in einer anderen, herrlichen Welt. Es war nicht mehr derselbe Mond, den sie über den brennenden Häusern schweben sahen. Es war auch nicht mehr ihr Friedhof, auf dem sie sich befanden; es war ein Vorhof zur Hölle. Auf Knien lagen die Frauen und flehten die Toten an, sie zu sich zu holen, vor den Kosaken. Sie umklammerten die Hügel und wollten in sie hinein. Schon hörten sie die Tritte der Feinde. Schon waren sie entdeckt. „Schießt, schießt!" riefen sie den Verfolgern zu. „Aber schnell! schnell!" Doch die rauhen Stimmen der langhaarigen Männer befahlen ihnen nur, den Friedhof zu verlassen. Wie herrenlose Hunde wurden die Todbereiten in die Nacht hinausgetrieben...

Strahlend ging die Sonne auf. Ihr Glanz ergoß sich mit derselben Pracht über friedliche Wasser, wie über verbrannte Städte. Auf einsamen Wegen irrten vertriebene Menschen umher. Erschöpft lagen sie in den Chausseegräben und flehten die Besitzer vorüberhastender Fuhrwerke

an, sie mitzunehmen. Es ratterten viele Gefährte vorbei; meistenteils Leiterwagen, hoch mit Betten bepackt und mit zahllosen Flüchtlingen besetzt. Vielköpfige Familien lagerten auf den dicken bunten Federbetten. Manche Flüchtlinge weinten, doch die meisten brüteten tränenlos vor sich hin. Mit klagendem Gebrüll rasten wildgewordene Viehherden zwischen den Fuhrwerken hindurch. Wie einst die Kinder Israel, zogen die unglücklichen Ostpreußen mit ihren Kindern und ihren Viehherden in die Fremde. Doch viele, viele hatten nur winzige Bündel in den Händen; die einzige Habe, mit der sie entkommen waren. Eine riesengroße Frau mit rotem Kopftuch trug einen Kindersarg unter dem Arm. Der Sarg umschloß ihr kostbarstes Gut und war alles, was sie vor dem Feind gerettet hatte. Stolpernd trottete sie zwischen Kühen und Ochsen und sprach laut mit dem toten Kind. Am Horizont flammte ein steiles Feuer zum blauen Himmel auf. Dort brannte ein großes Gut. Die Russen hatten das Gutshaus bis zum Dach voll Stroh gestopft, darum brannte es wie eine riesige Stichflamme. Ringsumher schwelten eingeäscherte Ortschaften. Schwarz wie Schatten jagten Heimatlosgewordene durch brennende Dorfstraßen. Aus der Ferne hörten sie die Soldaten singen:

> Die Vöglein im Walde,
> Sie sangen so wunder—wunderschön:
> In der Heimat, in der Heimat,
> Da gibt's ein Wiedersehn...

Es fand ein großer Aufmarsch von Truppen in den verwüsteten Gegenden statt. Hier sollte eine Schlacht geschlagen werden. Stetig wie Wogen wälzten sich die grauen Soldatenscharen der Grenze zu. Mit einer Begeisterung

und einer Todesverachtung zogen sie dem Feind entgegen, die unübertrefflich waren. Wenn Begeisterung die Brust zersprengen könnte, so wären die meisten dieser Soldaten daran zugrunde gegangen. Die stumme Parole hieß: Bis zum letzten Hauch von Mann und Roß. Denn der Feind war weit in der Überzahl. Das Schlachtgelände glich bald einem vollen Getreidefeld. Die Krieger waren die Halme und die Maschinengewehre die Schnitter, die diese Halme automatisch heruntermähen sollten. Der Tod hatte keine Sichel mehr; er dirigierte die Maschinengewehre.

Der Kampf begann. Ein Krachen und Zischen, ein Donnern und Rattern ging durch die Luft. Feuer und giftige Dünste folgten. Im Qualm sah man zerrissene Leiber fliegen. Die Geisterkrallen des Entsetzens packten auch die tapfersten Herzen bei diesem Höllenlärm und Höllenbild. Bis das Auge sich wieder klärte, bis der Arm sich wieder straffte beim Gedanken ans Vaterland. Bald stürmten die Germanen auf die Slawen los. Voran die Jäger mit Gesang. Schon dem Jenseits verfallen, schoß noch mancher die Büchse ab, und mancher ritt, der Todeswunde nicht achtend, mit gläsernen Augen weiter. Die Parole hieß: Bis zum letzten Hauch von Mann und Roß. Der Feind stand so dicht, daß seine Toten nicht fallen konnten. Ganze Blöcke toter Leiber standen, aufrecht festgeklemmt, zwischen Lebenden. Nur die Köpfe hingen schlaff von den Rümpfen herab. Und der Himmel bekam eine so seltsame Beleuchtung. Unsichtbare Hände schienen eine fahle Leinwand über dem Schlachtgelände auszuspannen. Eine Sonnenfinsternis begann. Wohl den meisten wurde es traurig zumute unter diesem sterbenden Licht. Jeder wünschte, wenigstens noch so lange zu leben, bis die Sonne aufs neue wie immer schien. Brechende Augen sahen ver-

gebens zum Himmel empor; es wurde immer dunkler, immer dunkler. So mancher Verwundete fühlte sich schon in einer anderen Welt in dieser geisterhaften Beleuchtung; so mancher Sterbende hielt das Brüllen der Geschütze inmitten dieser Dämmerung schon für den Aufruhr des Jüngsten Gerichts. Die toten Feinde, die so dicht standen, daß sie nicht fallen konnten, wackelten mit den Köpfen unter dem Dröhnen der Kanonen. Dieses Wackeln glich einem verzweifelten Kopfschütteln über die Ströme Blutes, die sich ringsherum ergossen. Es war vielleicht das Grausigste, was man je gesehen hatte unter einer erlöschenden Sonne.

Die Untauglichen

Schon hatten sie den Soldatenhelm im Traum auf ihren hageren Köpfen gesehen, schon waren sie im Traum als Sieger aus dem Feldzug heimgekehrt — aber als sie sich dann freiwillig zum Kriegsdienst meldeten, wurden sie beide als untauglich zurückgewiesen: Jakob wie Immanuel, der eine Jude, der andere Christ; beide zwanzig Jahre alt. „Da könnte man doch gleich aus der Haut fahren," sagte Immanuel — von seiner Mutter „Fritzchen" genannt. Jakob ließ seiner schiefen Unterlippe noch mehr den Lauf, seine unsicheren krummen Beine erdrückten einander vor Scham; wie erschlagen knickte er über ihnen zusammen. Immanuel rollte die rotfleckigen Augen. „Ich schieße, ich schieße, ich schieße doch!" stammelte er. „Nicht gleich! nicht gleich!" entfuhr es Jakob besorgt, obgleich der andere keine Waffe bei sich hatte.

Jakobs verwitwete Mutter handelte erfolgreich mit altem Eisen und mit Lumpen. Um so ärmer war die Pfarrerwitwe, Immanuels Mutter. Doch Jakob war dumm, trotz seiner Abkunft, und Fritzchen schlau, obgleich er an Fallsucht litt.

Die Untauglichen trabten schweigend nach Hause. Immanuel brüstete sich verwegen, sobald ihnen jemand entgegen kam. Dann summte er die „Wacht am Rhein" und schleuderte flammende Blicke. Die Leute sollten glauben, er zöge auch in den Krieg. Wenigstens glauben sollten es die Leute — wenigstens glauben.

Jakob bebte vor Erschöpfung; sie hatten der Untersuchung wegen stundenlang stehen müssen. Sich an einen

2*

Baum lehnend, belud er diesen mit seiner Last und weinte wie ein Kind. Der Schatten der Linde verhüllte ein wenig seine Häßlichkeit und seine Tränen. Auch Immanuel war sehr müde; aber niemand sollte es merken. Wie jemand, der leider gezwungen ist, stehen zu bleiben, drehte er Jakob den Rücken zu und fixierte böse den Himmel. „Warum", fragten seine rotfleckigen kleinen Augen, das klare Himmelsgewölbe durchbohrend, „warum hast du mich so geschaffen, Gott, daß ich nicht einmal als Kanonenfutter dienen kann?... Nicht einmal als Kanonenfutter —!" zischte er laut durch die Zähne. Bei diesem Ausspruch heulte Jakob trostlos auf. Immanuel riß ihn in einen Winkel.

Dort war es dämmrig. Das vorspringende Holzdach eines Getreideschuppens füllte den Winkel mit Schatten. Dort konnte der Schwachkopf weiterheulen. Aber er tat es nicht. Störrisch geworden, torkelte er in die stille Speichergasse hinein und setzte sich wie ein Bettler auf das Treppchen vor einer Tür.

Ein hellroter Zug stand zwischen den zwei Reihen teerschwarzer Getreideschuppen im dunstigen, tiefgelben Nachmittagssonnenschein. Kein Mensch war zu erblicken. Allein ein Dutzend grünlicher Puten stolzierte distinguiert neben dem hellroten Zug, wie Passagiere, die sich auf einer Station Bewegung machen.

„Ich habe eine Idee," sagte Immanuel, neben Jakob auf das Treppchen sinkend. „Aufgepaßt!" Er hob den rechten Zeigefinger steil in die Luft und sprach mit Bedeutung: „Wir lassen folgendes Inserat fett gedruckt in die Zeitung setzen:

> Wie können sich zwei wackere junge Leute — militärfrei — um das Vaterland verdient machen? Wie???"

„Ja, ja!" schrie Jakob, sich verklärend.

„Ei Jäld?!?" stieß Fritzchen brutal heraus.

Jakob riß in seinem Eifer das Portemonnaie mitsamt der Tasche ans Licht. Unter unartikulierten Lauten stopfte er dem Freund ein blankes Geldstück in die Hand. Mit spitzen Fingern hielt der Pfarrersohn das Geld, verdient mit altem Eisen und mit Lumpen.

Ein rauhes Rollen dicht hinter ihnen ließ beide zusammenfahren. Die blechbeschlagene Speichertür hinter ihrem Rücken wurde zur Seite geschoben, und stark und schmutzig und nach Kühen riechend stand ein grober Kerl mit grauer Schürze im Türrahmen. Über seinem wilden Haupt prangte wie eine Art Hörnerpaar eine fette römische Zwei auf dem Türbogen. „Was ist hier los?" schrie er erbost. „Seid ihr vielleicht Spione? Macht bloß, daß ihr verschwindet!"

Wie von der Tarantel gestochen flogen die patriotischen Träumer empor. Jakob stob sofort von dannen; Immanuel hielt sich in den Rocktaschen fest. Er wollte den Kerl seiner „infamen Frechheit" wegen zur Rede stellen; aber er konnte vor nervöser Verwirrung nur seine Lieblingsphrase finden. „Es — es erübrigt sich, mehr zu sagen..." stammelte er hilflos den Grobian an. Der riß still die Augen auf. Mehr bekam Fritzchen nicht heraus. Mit einer großen, stummen, tragikomischen Geste räumte auch er das Feld. Mit schlechten Nerven muß man sich bescheiden.

Jakob erwartete den tapferen Freund im grauen Schatten eines Zauns. Gewohnt, Demütigungen hinnehmen zu müssen, taten sie beide so, als ob nichts gewesen wäre. Jetzt ging es nur etwas hurtiger nach Hause. Aufgeregt stürmte Immanuel zur Mutter. „Denk bloß, denk bloß!"

rief er ihr gleich an der Tür nicht ohne Stolz entgegen. „Ich wurde doch unterwegs für einen Spion gehalten!"

Die kleine dünne Witwe hielt sich entsetzt am Kleiderständer fest. „Wollten sie dich erschießen?" wisperte sie, sich bei den furchtbaren Worten voll Grauen selbst den Mund zuhaltend.

Der Sohn stand schon am Herd und rührte, ohne zu antworten, sachkundig in der Abendsuppe. Mit kindischer Schadenfreude nahm er in einem Spiegel wahr, wie die Mutter mit seinem Stock und seinem Hut, vom Schreck elektrisiert, im Entree herumhüpfte. Dann sah er Jakobs Mutter durch die Entreetür treten. Wie eine blanke Speckscheibe hing ihr dickes, ruhiges Jerusalemgesicht plötzlich im Spiegel.

„Gutste Muhter," sagte das Gesicht froh und heiter zu der Pfarrerwitwe, „se haben se nich jenommen. Se haben Einsicht jehabt. Gott sei jetrommelt und jefiffen."

Erst am achten Tage nach dem Entschluß stand das gewisse Inserat fettgedruckt in der Zeitung. Solange hatten die Freunde den Wortlaut erwogen. Schon am neunten Tage erfolgte eine Antwort auf das Inserat. Immanuel und Jakob faßten es kaum. In der Antwort wurden sie ersucht, sich sobald wie möglich in dem Militär-Bureau vor dem Tore Soundso zu melden.

In ihren Sonntagskleidern und mit Einsegnungsknabenblässe traten sie am Nachmittag den Gang zum Tore an und zum Militär-Bureau. Sie sahen es ziemlich lange von weitem an und dann setzten sie sich noch erst für eine Weile auf die Baumstümpfe des abrasierten Glacis. Zwischen ihnen und ihrem Ziel lag ein langer Teich voll Schilf und Entengrütze. Das Glacis senkte sich in sanfter grüner Schrägheit zu ihm herab. Um den Teich jagten ohne Unter-

laß häuserhohe Staubwolken, in denen Militärautos dahinflogen. „Krieg! Krieg!" jauchzten unheimlich ihre gellenden Hupensignale. Ohne Unterlaß rollte eine endlose Reihe plumper Planwagen, mit Kriegsmunition beladen, über einen hohen Viadukt, der seitlich vor dem Himmel stand. Die langen Flinten quer über dem Rücken, beugten die bärtigen Wagenlenker ihre ernsten Gesichter aus den Gefährten über die Pferde. Mittelalterlich plump und finster knarrte der endlose Wagenzug, mit Tod und Verderben beladen, über den hohen Viadukt nach Osten — zu den Schlachtfeldern. Man konnte sich eine Vorstellung von dem Begriffe Ewigkeit machen, beim Anblick dieser endlosen Wagenkette, die — von unten gesehen — wie graue Wolkengebilde über den lichtgelben Himmel glitt. Taktmäßig von Riesenpferden gezogen, kamen wie die Saurier der Vorzeit enorme Geschütze daher und die hohen Eisengestelle der Scheinwerfer. Die tragische Begleitung zu dem schweren Tritt der Pferde und dem harten Dröhnen der Räder schuf ein ferner, dumpf herübertönender Kanonendonner.

Immanuel kniff die kleinen sinnlichen Augen zu. Es schwindelte ihm vom ewigen Starren auf den grellen Himmel mit seinem Grauen erzeugenden Kriegsbilderzug. Wie ein heißer Strom stieg ihm eine Übelkeit zum Gehirn empor. Schweigend winkte er Jakob, ihm zu folgen. Mit unsicherer Geschäftigkeit eilte er ihm voran zum Militär-Bureau.

Die Tür, zu der sie gelangten, hatten die Würmer mit Tausenden von Runen bedeckt. Immanuel suchte heimlich ein Schicksalswort aus ihnen zu lesen. Klar und deutlich las er da das Wort „Tod". Wie von einer Kugel getroffen, fuhr er feuerrot zurück — aber da tat sich schon

die Tür auf und ein uralter mausgrauer Feldwebel stand mit den Augen fragend vor ihnen.

Was die Herren wünschten? Immanuel reichte ihm stumm das erhaltene Schreiben. „Ja," knarrte der Alte, mit den hohlen Augen eines Geistes über die Brille blickend, „wir können schon Leute gebrauchen. Es fragt sich nur, ob die Herren der in Frage kommenden Arbeit gewachsen wären" —

Immanuel brüstete sich gewaltig. Mit vor Erregung doppelter Stimme verkündete er, daß er das einjährige Zeugnis besäße. Jakob besaß es nicht. Darum putzte er verschämt seine Stiefel aneinander.

„Das einjährige Zeugnis nützt hier nichts", entgegnete der graue Soldat etwas wegwerfend, aber sehr gewählt in der Aussprache. Er schabte sich sinnend das rauhe Kinn. Man hörte die grauen Bartstoppeln rascheln. „Es handelt sich hier — ja — (er starrte die Kandidaten schrecklich an) es handelt sich hier darum, den Dung von tausend Kühen, die für den Belagerungsfall unserer Stadt in den nächsten leeren Getreideschuppen untergebracht sind, in die Senkgruben zu schaffen. Natürlich haben wir schon eine Menge Angestellter. Darunter hochachtbare junge Leute. Aber bei den vielen Tieren — —"

Wieder stieg Immanuel eine Übelkeit wie ein Strom zum Gehirn. Ihm, den Dung von tausend Kühen anzubieten, ihm, dem Pfarrerssohn, der das Einjährige hatte! Der in der Nacht im Traum den Degen schwang! Der in der Nacht im Traum den Tod fürs Vaterland erlitt! O grausame Ironie! Wie liebte doch das Schicksal die Farce!

„Schließlich ist jede Arbeit ehrenvoll, die man im Dienst des Vaterlandes tut", kam der uniformierte Schnauzbart

seiner Empörung kurz zuvor. „Es fragt sich nur, ob die Herren dieser Arbeit gewachsen sind" —

„Allemal!" bebte Immanuel. „Nur — Es erübrigt sich, mehr zu sagen."

Der Alte überreichte jedem einen Zettel. „Vielleicht bemühen sich dann die Herren nach Schuppen Numero zwei", erklang es schon ganz barsch. „Dort werden die Herren alles Nähere erfahren. Wir haben hochachtbare junge Leute dort"... Unbeweglich ernst schnurrte der Gestrenge den Herren voraus auf den Hof. Mit einer militärischen Handbewegung wies er sie stramm nach den Kuhställen.

Und sie gingen. „Sonst werden wir noch erschossen", flüsterte Fritzchen Jakob zu. Sie bemühten sich nach Schuppen Numero zwei zu den Vierfüßlern. Es kam ihnen auch keine Erinnerung, als sie das Treppchen zu der blechbeschlagenen Tür emporstiegen, über der in großem Format eine fette römische Zwei prangte. Erst als der grobe Kerl von neulich hinter der aufrollenden Tür erschien, wichen sie bestürzt zurück. Stumme Verlegenheitspause. Die Herrschaften erkannten sich gegenseitig wieder. Der Kuhfütterer lud sich zusehends mit Grimm. Schon wollte er bersten. „Bitte sehr!" schrie Immanuel noch flink im letzten Augenblick, indem er seinen Zettel wie eine Friedensfahne schwenkte. Wie ein schüchternes Schwänzchen ließ nun auch Jakob den seinen wedeln. Der Kuhfütterer stemmte die roten Arme in die klobigen Hüften und genoß die beiden in erhabenem Schweigen. Er hatte noch den ganzen Mund voll Schimpfworte, sonst hätte er gelacht. Er geruhte auch nicht zu reden; er geruhte dann nur mit der Tatze zu winken. Wie hypnotisiert stürzten ihm die Angeworbenen nach.

„Ausziehen!" kommandierte er lakonisch. Er meinte, den Rock ausziehen. Immanuel dachte es sich und zog ihn aus. Jakob wollte in seiner beschränkten Ratlosigkeit noch mehr abwerfen. Es fehlte nicht viel — — Nur seine Ungeschicktheit verhinderte die Blamage.

Mehrere hundert Kühe standen in friedlichen Reihen über den langen, erhöht auf einer Wiese stehenden Schuppen verteilt. Klar wie Wasser leuchteten ihre großen Augen nichtssagend durch die Dämmerung, und sie bewegten ihre langen Schwänze kreisförmig und phlegmatisch um ihre Schenkel. Ein süßlicher Geruch, weich und scharf zugleich, erfüllte jeden Winkel wie eine Polsterung. Die Türen an der Vorderfront des Schuppens standen alle offen. Aus ihnen führten schräge Laufbretter zu den beiden großen Senkgruben auf der Wiese.

Jakob wurde schon nach fünf Minuten als unbrauchbar an die Luft gesetzt. Fritzchen dagegen fuhr die erste Karre Dung mit Anmut und Geschick zur Grube. Solange sich seine Wangen über der grauen Arbeitsschürze röteten, ging alles vortrefflich. Doch schon bei der zweiten Fuhre wurden sie auf einmal bläulich. Blitzschnell kam die Erschlaffung über ihn. Die Arme waren plötzlich wie aus Brei, die Füße wie voll Blei gegossen, das Gehirn schien sich im Handumdrehen mit Sausen zu entleeren. Die Karre entglitt seinen fahlen Händen und stürzte vom Brett auf die Wiese herab. Er selbst flog kopfüber in die Grube hinein.

Da lag er nun auf einem Stroh-Kehrichthaufen, von der großen Abendsonne schön und still beschienen. Da lag er weich und unbemerkt, bis er wieder zu sich kam. Das dauerte geraume Zeit. Immanuel wußte gar nicht, wie ihm geschehen war. Und Dinge und Träume flossen ihm

in eins zusammen. Ohne Erinnerung für das Vorhergegangene, das Gehirn noch ganz umnebelt, wandte er sein verblichenes Gesicht zur Sonne und sah sie aus wirren Augen fragend an. Warum lag er am Boden? Was war dieses Dröhnen in der Ferne? Der Viadukt mit seinem düsteren Wagenzug tauchte gespensterhaft in seinem Denken auf. Die finstern Wagenlenker mit den Flinten quer über dem Rücken huschten schattenhaft durch seine Erinnerung. Seine Gedanken begannen zu reden: Natürlich! das waren Kosaken gewesen! Und sie hatten auf ihn geschossen. Darum lag er nun gefallen am Boden. Fürs Vaterland gefallen. So nannte man es doch? Er nannte es so, faltete die Hände über der Brust und sah selig zur Sonne auf — und glaubte an die Erfüllung seines schönsten Traums.

Wie liebte doch das Schicksal die Farce!

Jakob irrte, auf seinen Freund wartend, durch die schwarze, einsame Speichergasse. Die Puten von neulich waren fort, auch der hellrote Zug war fort; nichts Freundliches war zurückgeblieben. Allein und traurig wie noch nie in seinem Leben setzte er sich wieder auf ein Treppchen vor einer Speichertür. Mechanisch griff er in die rechte Tasche. Dort trug er stets ein kleines Musikinstrument mit sich herum: eine winzige Flöte. Darauf konnte er ein wenig musizieren. Ein wenig. Eine kleine traurige Melodie erblühte in der totenstillen Gasse, über die, so selbstverständlich wie die Sonne, der Kanonendonner ferner Schlachten zog und das dunkle Brüllen der Kühe hinter den Türen. Ein seltsames Auditorium versammelte sich nach und nach dem krummen Musikanten gegenüber. Durch ein meterlanges Holzgatter auf der andern Seite der Gasse streckten sich langsam lange weiße Gänsehälse durch die Dämmerung. Die langen weißen Hälse reckten sich neu-

gierig aus dem Stall, und ein sanftes Schnattern fand sich zu der kleinen Flötenmelodie. Wie neulich wurde Jakob durch eine grobe Stimme von der Treppe gewiesen. Aber er lief nicht wie neulich. Er ging nur auf die andere Seite der Straße und blieb neben dem trüben Wassertümpel vor dem Gänsekäfig stehen. Er sah wohl das Bild der roten Schnäbel und der schneeigen langen Hälse, die schlangenhaft vor ihm durch die Gatterstäbe wogten; aber er dachte sich nichts dabei. Wie im Schlaf spiegelten seine großen starren Pupillen die weißen Vögel. Wieder geriet er ins Blasen. Krumm wie ein Haken stand er vor seinem armseligen Auditorium, einen langen schwarzen Fetzen am Rock, den ihm die „hochachtbaren jungen Leute" heimlich angeheftet hatten und blies den Gänsen das Schluchzen seines verschmähten Daseins vor.

Ihre Taten richten die Menschen

Im Keller am Fenster stand ein Tisch und darauf ein Schachbrett. Am Tisch saß der Gutsherr und seine Frau, von ihren Hunden umgeben. Immer nach draußen horchend, schoben sie die weißen Figuren auf dem Spielbrett hin und her. Die Wolken hingen so tief über den roten und grauen Dächern des Gutshofs, daß es im Keller wie am Abend war. Doch am Abend war der Himmel rot von den Feuerscheinen der brennenden Ortschaften ringsumher. Dann war es heller im Keller. Der Gutsherr hielt sein heißes und finsteres Gesicht weit über das Schachbrett gesenkt. Die Frau saß ganz steif da, leuchtendgelb in ihrem schwarzen Kleid. Sie spielten schon zwanzig Stunden Schach in Erwartung der Feinde. Um ihr Hab und Gut vor Plünderung zu bewahren, hatten sie bis jetzt in ihrem Heime standgehalten. Vor den Granaten der sich nähernden Russen waren sie vor zwanzig Stunden in den Keller geflüchtet. Ihre Söhne standen im Feld; ihre Leute waren geflohen bis auf einen alten Knecht und die jüngste Magd, nebst ihrem Vater, dem alten Schäfer.

Vater und Tochter saßen im Park versteckt und überblickten die Chaussee. Hinter dem Garten lief sie lang und leer ins Land hinein, wie aus mattem gelbem Glas unter dem grauen Himmel und mit sehr geraden Bäumen. Doch ganz weit hinten kam etwas Dunkles, etwas Graues daher. Die Magd beugte ihr bleiches Gesicht aus dem Busch und spähte mit weit offenen Augen dorthin. Freund oder Feind? Tiere waren es. „Unsere Ochsen", flüsterten Vater und Tochter zugleich.

Zerstochen und zerschlagen und mit Schußwunden bedeckt,

kamen die Tiere angestürzt. Furchtbar klang das Gebrüll der todwunden Kreatur. Das Tor des Gutshofs stand groß offen, denn Gastlichkeit war das erste Gebot in dieser blutigen Zeit. Wer nicht die Türen offen hielt, dem wurden sie vom Feinde eingeschlagen. Stöhnend rasten die verletzten Tiere auf den Hof. Todesangst in den heraustretenden Augen, wirbelten sie wie ein tolles Karussell, alles mit Blut bespritzend, zwischen den Mauern im Kreise umher. Ein dumpfes Ächzen, ein dumpfes Aufklatschen und ein Hohlraum in der bunten Menge, wo einer der Ochsen sterbend aufs Pflaster sank. Der alte Schäfer näherte sich ihnen und sprach zu ihnen. Das Karussell hielt langsam an. Große todesbange Augen drehten sich ihm Hilfe heischend zu. Lange Klagelaute erzählten ihm, was geschehen war. Die vertraute Stimme beruhigte die flatternden Tiere. Der Schäfer ließ sie in die Ställe hinein.

Die Stunden verrannen. In der Ferne wurde heftig geschossen. Der Himmel färbte sich immer röter. Die feurigen Wolken spiegelten sich rosenrot in den geschliffenen Gläsern auf der Tafel im Speisesaal. Was das Gut zu bieten hatte, stand dort auf dem Tisch. Auch auf der Diele war eine lange Tafel gedeckt. Überall standen eßbare Dinge, die stumm für das Haus um Gnade baten. Der Schäfer und seine Tochter knieten jetzt hinter einer alten Eiche. Schon wieder kam etwas Dunkles, etwas Graues die Chaussee daher. Und wieder waren es nur Tiere.

Von einem ganz versengten Bock geführt, trabte eine halbverbrannte Schafherde heran. Mit einem häßlichen Brandgeruch kam sie angelaufen und war ganz still. In großen Pausen entrang sich ein rauhes, ganz unnatürliches, jammervolles Blöken einem der schwarzen Mäuler. Wie Tiere der Unterwelt, so schwarz und so still, fluteten sie

in der Dämmerung vorüber. Zu neuen Flammen. In den Lüften begleiteten sie die Dohlen.

Als das Schießen aufhörte, kamen Reiter über Feld und Weg geritten. Bunt wimmelte es heran. Bunt ritt es durch das Tor herein. Lachend und lärmend setzten die Feinde über die toten Ochsengruppen. Der Hausherr ging ihnen mit finsterem Gesicht entgegen.

Man setzte sich zu Tisch. Eine einschlagende Granate hatte die elektrische Lichtleitung zerstört; der Schäfer mußte Kerzen herbeischaffen. Mit fliegenden Händen setzte er ein weißes Licht nach dem andern vor die russischen Offiziere. Vor seinen Herrn setzte er keins, er wußte nicht einmal genau weshalb; instinktiv ließ er ihn unbeleuchtet. Die Magd war im Garten geblieben. Den Kopf zwischen den Schultern, lag sie im dichtesten Busch mit einem Messer in der Hand. Sie lag und zitterte, an die rohen Gesichter der Soldaten denkend, die auf der Diele lärmten. Die Offiziere sprachen fast alle Deutsch, und die meisten waren gemütlich. Nicht alle. Darum war es gut, daß keine Kerze vor dem Gesicht des Hausherrn stand. Die Unterhaltung schleppte sich schwer über den Tisch. Alle Augenblicke hörte man die schillernden Fliegenschwärme summen — die von den Kadavern kamen, auf den Feldern. Auf der Diele wuchs der Lärm beständig. Der Hausherr fuhr empor, als dort unter Johlen Flaschen und Teller zerschlagen wurden. „Eine schlechte alte Sitte", sagte der freundliche General begütigend zu ihm. Er erhob sich, um selbst nach der Diele zu gehen. Dort hörte man ihn in einer großen Stille knallende Backpfeifen austeilen. Befriedigt kehrte er zurück. Schon nach einer Stunde war das beklommene Mahl zu Ende. Der alte General versicherte dem Hausherrn, daß sie keine Zeit hätten, schnell weiter müßten. „Morgen wir

sind in Königsberg", sagte er nicht ohne Schadenfreude. „In acht Tagen wir sind in Berlin." An der Tür wandte er sich noch einmal zum Gastgeber zurück. „Ich würde doch raten," hub er an, „doch raten"... er suchte das deutsche Wort, oder er zögerte mit dem, was er sagen wollte. „Doch fortzugehen raten!" platzte er dann heraus. Der Hausherr erbleichte. Der dekorierte Alte murmelte etwas von Horden, die unterwegs seien. „Wir haben keine in unserem Heer", bemerkte nur der Gutsherr darauf.

Unheimlich laut summten die giftigen Fliegen im stillen Haus, als die Gäste davongeritten waren. Die Frau kam und sah ihrem Mann begierig ins Gesicht; aber nur ihre Augen fragten.

„Wir sollen fortgehen", sagte er tonlos, ohne sie anzublicken. „Der General riet es mir selbst. Horden sind unterwegs..." Eine Weile standen sie ohne zu reden. Sie sahen sich still und wie betäubt im Kreise um; abschiednehmend. Immer röter wurde der Himmel vor den Fenstern; immer frecher summten die grünen Fliegen über dem Tisch. Ein Stilleben an der Wand, ein altes Bild: gelbe und violette Rosen, geisterte spukhaft in der Kerzenbeleuchtung in seinem Rahmen. Es sah aus, als wollten die Rosen, eine nach der andern, entblätternd, herunterfallen. Alles schien den beiden Abschiednehmenden zu entblättern; das ganze Leben im Haus und in ihren Herzen. Die Aasfliegen nahmen schon von allem Besitz.

Der letzte Knecht fuhr mit der uralten Familienkutsche vor dem Hause vor. Wie verrostet waren ihre großen Laternen! Alle andern Gefährte des Guts, sowie die meisten Pferde, hatte der Krieg in seine Dienste genommen. Sechs Pferde waren im Stall verblieben: zwei Luxuspferde und ein paar Ackergäule. Die schönen Pferde gingen vor

dem alten breiten Wagen, die Ackergäule begleiteten ihn, hinten angebunden. Wie einst die Arche Noah, ward er mit dem Wichtigsten vollgeladen. Der Knecht führte seine rotkarrierten Betten auf dem Bocke mit. Es war wie zu Großvaters Zeiten. Die Ackergäule ließen die Köpfe so tief hängen, als ahnten sie etwas oder als ginge es zum Schlachthaus; die schönen Schimmel zuckten alle Augenblicke nervös. Der Hahn krähte verfrüht im dunkeln Stall. Der Storch klapperte auf dem Scheunendach. Er stand wie immer auf einem Bein und schielte besorgt nach den Bränden. Die Hunde umkreisten mit angstvollem Heulen den nie gesehenen Wagen. Sie merkten, daß es fortgehen sollte, und sie fürchteten, zurückbleiben zu müssen. Der alte Schäfer sollte auf den Bock zum Kutscher, die Magd in den Wagen steigen. Aber sie trafen nicht die geringsten Reisevorbereitungen, und sie schüttelten bei der Aufforderung die Köpfe. „Ons scheenet Hus alleen loate?!" sagte der Alte. „Nee! nee!"... Auch wollte er sterben, wo er geboren war. Und die Magd wollte wiederum den Vater nicht verlassen. Der Herr versuchte, sie mit Gewalt in die Kutsche zu schieben, doch sie widersetzte sich heftig, da der Alte nicht zu überreden war. Die Herrschaft sah vom Wagenfenster noch einmal auf ihr schönes Haus. Ihr halbes Leben ging, bei diesem letzten Blick darauf, an ihnen vorüber. Aus ihren Augen liefen lautlos die Tränen. „Unfaßbar!" schrie es in ihnen.

Schwerfällig regte sich die Kutsche vom Platz. Greisenhaft knarrten die eilig geschmierten Räder. Die Hunde stürzten ganz dicht hinter dem Wagen her. Der alte Schäfer zog seine Mütze und grüßte noch einmal seinen Herrn. Er wollte eine glückliche Reise wünschen, er wollte; doch die Kehle war zu. Die Magd bedeckte das Gesicht, dumpf schluchzend, mit der Schürze. Die wunden Ochsen stöhnten

3*

laut im Stall. Die Sonne war lange schlafen gegangen. Die Dämmerung breitete ihre riesigen Schleier, grau und schwarz, über das Land. Schon lösten sich leise die Blätter von den hohen, geraden Chausseebäumen. Flüsternd taumelten sie auf die altersgraue Kutsche, die noch einmal eine Reise machen mußte. Wer hätte das gedacht! Die letzten Dorfbewohner verließen ihr Heim und zogen laufend, mit ein paar Habseligkeiten im Arm, dem Wagen nach. „Der Herr geht", weinten sie. „Nu jeiht ook ons Herr" ...

Auch der Abend ging. Als der Hahn zum zweitenmal verfrüht im Stalle krähte, kamen die Horden, vor denen der General gewarnt hatte. Mit den Lanzen fuchtelnd umzingelten sie das Haus und riefen nicht allzu mutig die Preußen heraus. „Pruß, komm raus! Pruß, raus!" ... Eine Laterne in der Hand, trat ihnen der Schäfer auf der Freitreppe entgegen. Unter dem Druck des Leides hatten sich die Züge des einfachen Mannes veredelt, und seine weißen Locken verstärkten diesen Eindruck noch. Die Horde verstummte einen Augenblick bei seinem Erscheinen. In der Dunkelheit hörte man Schüsse fallen. Verworrener Lärm kam aus der finstern Ferne. Der Himmel war schauerlich rot. Das stopplige Kinn des Alten zuckte in greisenhafter Hilflosigkeit beim Anblick der spitzen Waffen. Da lachte ein Kerl und begann ihm mit der Lanze unterm Kinn zu kitzeln. Die andern stürmten schreiend ins Haus.

Auch der Schäfer folgte mit der Laterne in der Hand. Einsam und golden glitt das bange Licht durch die hohen dunkeln Räume. Das Zischen des slawischen Idioms klang seltsam in den friedlichen deutschen Stuben. Auf der Diele hatten die ersten Gäste nichts zurückgelassen; aber die Tafel im Saal war noch gut besetzt. Mit Jauchzen und viel Geschrei stürzte sich die Rotte über die guten Sachen. Kaum

nahm man sich Zeit, die Kerzen anzuzünden. Die grünen Fliegen wachten auf. Wie Verwandte begrüßten sie brausend die gelbgrauen Männer. Wie Schatten glitten sie ihnen um die funkelnden Augen herum. Aus der rechten und der linken Faust wurden die Speisen verzehrt, die Saucen aus Biergläsern getrunken. Beim Schmatzen und Kauen nahmen die Gesichter dieser primitiven Eroberer einen glückseligen Ausdruck an. Vergnügt nickten sie dem Schäfer zu. Die Knochen wurden ihm freundschaftlich an den Kopf geworfen. Er saß an der Wand, die Laterne auf dem Schoß. Er dachte an seine Tochter, darum schwieg er, wenn ihm die Knochen um die Ohren flogen. Wie bitter bereute er nun, um ihretwillen, sein Bleiben. Zu spät! Als die Fresser alles verzehrt hatten, wollten sie mehr haben. Der Alte schleppte herbei, was noch im Hause aufzutreiben war. Es genügte der Rotte nicht. Zornig aufbegehrend schlug ein Teil das Geschirr entzwei.

Alle, die Schlitzaugen hatten, schienen von diesem Geräusch elektrisiert zu werden. Blitzschnell ergriffen sie Flaschen und Vasen und schmetterten sie durch die Fensterscheiben und in die Spiegel hinein. Unter bösartigen Raubvogelschreien fielen sie über die Polstermöbel her und schlitzten sie auf. Decken und Vorhänge wurden zum Reinigen der Stiefel benutzt. Sie dienten auch als Taschentücher. Zum mindesten wischte man sich an ihnen die fettigen Fratzen ab. Das Reißen und Krachen und Bersten im Saal berauschte die Wilden wie Alkohol. Die rohen Gemüter exaltierten sich an der Verwüstung. Der Zerstörungstaumel steckte mit der Zeit auch die besseren an. Nun gab es kein Halten mehr. Einer suchte den andern im Vandalismus zu übertreffen.

Ein schmutziger Graubart erklomm den Tisch; Pelzmütze

auf dem Kopf, Balalaika vor dem Bauch, den Bart ganz voll Fliegen. Erst machte er ein paar wüste Sprünge auf dem Rest des Porzellans, dann heulte sein Instrument zur Decke empor. Vielleicht war es gegen seinen Willen, daß er in eine schwermütige Melodie geriet. Uralte Sehnsuchts-klänge durchbebten den Saal. Die Horde ließ die Arme sinken. So mancher senkte auch den Blick und dachte an die Heimat. Bei diesen Tönen, die so klagten wie der Wind in der Steppe, waren sie plötzlich zu Hause. Der Frieden, ach der Frieden ging durch den Raum!

Über schrille Mißklänge hinweg, sprang die Musik zu einem wilden Tanz. Die Bande schämte sich sogleich ihrer Rührung. Die kriegsrauhen Stimmen erhoben sich alle auf einmal zu einem wüsten Chorgesang. Mit ihren schweren Stiefeln, wuchtig auf den Scherben tanzend, zermalmten sie, was noch heil geblieben war. Schlimmere Dinge geschahen den Polstermöbeln. Der Schäfer stand und bewegte wie im Krampf die Lippen. „Schweine!" schrie er auf einmal ganz verzweifelt heraus.

Zum Unglück verstanden ein paar das Wort, und den Ton verstanden alle. Von einem furchtbaren Faustschlag getroffen, flog der Alte an die Wand.

Im Saal wurde es Nacht, denn die Kerzen begannen zu erlöschen. Um so erschreckender wirkte eine rote Lohe, die jäh und blendend vom Boden in die Höhe schlug. Stoff-fetzen waren in Brand geraten oder angezündet worden. Die Schlitzäugigen klatschten vor Freude wie böse Kinder in die Hände. Einer nach dem andern trug dem Feuer neue Nahrung zu.

Der Flammenbaum wuchs gewaltig in der Mitte des Saals. Wie ein Komet schoß er zur Decke empor. Der Höllenbaum troff seine feurige Farbe wie Blut über die

springenden Gestalten. In versengten Fliegenschwärmen schienen mit Lanzen die Teufel zu tanzen. Dann flohen sie, als der Baum zu mächtig wurde, und schleppten mit sich, was sie nur tragen konnten. War es Grausamkeit oder Menschlichkeit? —: der Balalaika-Spieler packte den bewußtlosen Schäfer an den Beinen, schleifte ihn zu einem Fenster und schleuderte ihn hinaus. Der Saal lag parterre.

Der Wind fuhr durch die Nacht. Seufzend umstrich er das heimlich knisternde, öde gewordene Haus — bis er die Flammen gefunden hatte. In seinen Armen trug er sie zu Ställen und Scheunen herüber und in den Garten hinein. Ein Meer von Rot, Grün und Blau wellte über das ganze Gehöft. Die gefallenen Ochsen auf dem Hof hatten die großen Köpfe mit der vornehmen Ergebenheit des Todes aufs Pflaster gelegt. Sonnenhaft strahlend beleuchtete sie das Feuer. Der Blutgeruch ihrer Wunden säuerte träge zwischen den glühenden Mauern. Schauerlicher als tausend Geschütze brüllten die wunden Ochsen in den Ställen. In Todesangst rasten sie im schwarzen Qualm, der sie erstickte, durcheinander: zum zweitenmal ein tolles Karussell, das Blut an die Wände spritzte. Der Schäfer erwachte aus seiner schweren Betäubung. Er regte sich und ächzte; mühsam kam er langsam auf die Füße. Mit Augen, die es nicht fassen wollten, stierte er in die Feuerwelt. „Anna! Anna!" schrie er mit hohler Stimme in den brennenden Garten. Er taumelte vorwärts. „Nu goah wi! Nu koam ick ook!" flüsterte er schluchzend. Noch „Anna" schreiend brach er unter stürzendem Gebälk zusammen.

In erhabenem Schweigen genoß die Nacht den feenhaften Anblick eines brennenden Paradieses. Längst war die Magd aus ihm herausgetrieben. Die Kosaken hatten sie mit sich fortgeschleppt.

Ruth

Der Herbst ging umher und färbte prächtig die Bäume. Honiggelb waren sie im verschlossenen Garten der Irren. Zitronenfarbene und noch grüne umrauschten das rote Haus, das große Irrenhaus in der Mitte des Gartens. In ihren blau und weißgestreiften Kitteln erging sich der geheimnisvolle Zug seiner Bewohner an den lichten Bäumen vorbei und an den roten Gartenmauern dahin, von dunkeln Schwestern begleitet. Eine graue Bäuerin sang:

„Will er mich noch einmal sehe,
Steig er auf die hohe Berge,
Blick er in das tiefe Tal:
Schaut er mich zum letzten Mal ..."

Es waren die Ungefährlichen, die spazieren gingen. Die andern saßen in ihren Zellen, versunken in die verworrene Welt ihres Wahns. Aber auch die im Garten achteten kaum auf das Sausen und Singen und Heulen in der Luft. Die hohlwangigen Schwestern horchten voll Angst der Granatenmusik über der Stadt. Ganz dicht strichen sie an den Mauern hin, mit diesen Armen, die nicht wußten, was die Welt bewegte. Bald ging es wieder ins Haus zurück. Der ehemalige Makler wandte sich wie gewöhnlich an der Haustür um und sprach fromm in den Garten zurück: „Liebes Gottche, komm doch bald zum Alfredche Lenkeit. Drei Stufchens, zu klingeln."

Die Suppen der Irren wurden immer dünner, die Portionen immer kleiner. Der Proviant der Anstalt ging auf

die Neige, und es war keine Aussicht auf neue Lebensmittel vorhanden. Die Stadt war von ihren Bewohnern verlassen worden. Öde und leer standen die Häuser und Läden; keine Züge gingen mehr. Die Gemüsefelder der Anstalt hatten die Granaten der Russen zum größten Teil vernichtet. Von dem wenigen Verschonten lebte man in immer kleiner werdenden Portionen. Die Stimme der grauen Bäuerin klang hohler und hohler beim Singen ihres alten Liebesliedes. Auch der Makler bat den lieben Gott immer flehentlicher um sein Erscheinen. Und mit den dreihundert Irren hungerten die Ärzte, die Schwestern und die Pfleger.

Es kam der Tag, an dem die letzten Rüben und das letzte Brot verzehrt waren. Die gefährlichen Irren tobten vor Hunger in ihren Zellen. Ihr Heulen erfüllte das Haus wie ein inwendiger Sturm, und draußen heulten und pfiffen die Granaten. Alle Ärzte, bis auf einen, ergriffen die Flucht. Nur zwei Pfleger und fünf Schwestern hielten stand. In diesem brüllenerfüllten Haus fürchtete ein jeder den Verstand zu verlieren. Eine intelligente Geisteskranke, eine ältere Lehrerin, die manchmal lichte Momente hatte, beschwor den Arzt in solchen Augenblicken, ihr auf Ehre und Gewissen zu sagen, ob der Krieg nur eine fixe Idee von ihr sei oder ob er in Wahrheit draußen tobe. Er bejahte immer wieder das letztere. „Aber das kann doch nicht sein!" rief sie dann ungläubig aus. „Das ist ja ganz unmöglich! Bei heutiger Kultur —?! Eher bin ich die verrückteste in diesem Haus!"

Die Schwestern beschworen den Arzt, den Tobenden Morphium einzuspritzen. Er zögerte. Es fehlte ihm der Mut, für Hunger Morphium zu geben. Er war ein älterer Mann mit etwas Veitstanz in den Schultern. Immer mit Irren zusammen sein, wirkt auf irgendeine Art ansteckend. Seine

Schultern hatten sich an den Verrenkungen seiner Patienten angesteckt.

Die Fahne des Roten Kreuzes wehte feierlich über dem Haus der Irren. Trotzdem begann der Feind die Anstalt zu beschießen. Der Arzt wußte nicht mehr, ob er gehen oder bleiben sollte. An Ort und Stelle schien alles dem Tode geweiht. „Was jetzt kommt, geht über menschliche Kräfte", gab er den Schwestern zur Antwort, als sie ihn um Rat bedrängten.

Im selben Augenblick schlug, gleichsam seine Worte bestätigend, eine Granate in das Haus ein. Das Krachen des Geschosses in der berstenden Mauer übertönte noch den Chor der Tobenden. Der Makler hockte auf seinem Bett. „Liebes Gottche," flüsterte er bittend, „nur drei Stufchens, zu klingeln." Die Granate schleuderte seinen Kopf auf den Korridor.

„Wir verhungern hier!" schrie der Arzt den Schwestern durch das Getöse zu. „Und wir werden hier in Stücke gerissen! Ich halte niemand mehr zurück! Rette sich, wer kann!"

In der allgemeinen Verwirrung stand nur ein junges Mädchen ganz ruhig da. Es war die siebzehnjährige Ruth, eine Waise, die sich in die Anstalt geflüchtet hatte, als die Einwohnerschaft der Stadt Hals über Kopf geflohen war. (Der Weg ihres Schicksals führte sowieso ins Irrenhaus; aber das wußte sie nicht. Sie hatte „nur" ein Kopfleiden.) Ganz ruhig schlug sie ihre sanften Augen auf und sagte langsam und klar im lauten Wirrwarr des Entsetzens: „Ich habe den Herrn lange erwartet. Er hat sich endlich zu mir herabgelassen."

„Ziehen Sie sich an!" befahl ihr der Arzt in mitleidi-

gem Ton. „Wir verlassen jetzt in der Dämmerung das Haus.“

Sie band sich sofort ihr himbeerfarbenes Schleiertuch um den Kopf. Dann trat sie dem Arzt in den Weg. „Bleiben Sie hier!“ versetzte sie mit einer ganz verblüffenden Bestimmtheit. „Schon heute abend wird alles gut sein. ‚Er hadert nicht auf ewig mit uns. Er ist nicht alle Tage zornig‘... Ich gehe jetzt hinaus, um Brot zu holen.“

Es war etwas in ihren Augen, das den Arzt schwankend machte. Diese kindlich gläubige Zuversicht beschämte ihn. Fast gegen seinen Willen beschloß er, bis zur Nacht auszuharren.

Ruth war schon verschwunden, noch ehe jemand daran gedacht hatte, sie zurückzuhalten. Wie ein Reh huschte sie trotz des großen Korbes am Arm durch die Gassen der toten Stadt. Silberhell klang ihr Tritt in dem traurigen Schweigen des zerschossenen Ortes. Wie ein Schlänglein verlor sie sich in seiner schwarzen Zerstörung. Von vielen Häusern waren nur die Schornsteine stehengeblieben. Lampenlosen Trauerkandelabern ähnlich, flankierten sie die verlassenen Gassen. Die Kirche hatte sich wie durch ein Wunder geöffnet. Tür und Tor waren durch Granaten zerschmettert worden. Nun sah man von draußen das große Sterben des Nazareners über dem Altar. Seine blassen Glieder leuchteten bläulich durch die Kirchendämmerung. Durch eine hohe Brandmauer hatte ein Geschoß zwei augenförmige Löcher gerissen. Mauerrisse bildeten eine Art Gesicht um sie herum. Mit stillen Augen sah der Himmel durch diese Höhlungen auf das Sodom und Gomorra ringsumher. Ruth war's, als verfolgten diese Augen sie, und als schützten sie sie auch vor den pfeifenden Granaten.

Sie fürchtete sich nicht im geringsten, denn sie fühlte sich von Gott geschickt. Sie war glückselig über die Tat, die sie tun durfte, denn auch ihr sollte sie das Leben bringen. Ihr Kopfleiden begann mit einem Dröhnen im Gehirn. Eines Tages schienen die Glocken eines Riesendoms in ihrem kleinen Kopf zu läuten. Die Welt hob sich dabei um sie auf und raste vor ihr auf und nieder. Der Arzt hatte gesagt, daß sich das große Dröhnen nicht wiederholen dürfe. Oder — — Dann muß ich wohl sterben, hatte sie ganz einfach gefolgert, nicht ahnend, daß es etwas anders war, was dann geschehen konnte. Bis heute hatte sich das große Dröhnen nicht wiederholt; doch Ruth zitterte tagtäglich davor als vor dem Sterben. Beim Heulen der hungernden Irren war ihr heute der Gedanke gekommen: schaffst du ihnen trotz des Kugelregens zu essen, so befreist du sie von ihren Hungerqualen. Vielleicht rechnet „Er" es dir an, und befreit dich dafür von deinem ewigen Zittern und schenkt dir das Leben. Je mehr der Tag vorschritt, desto sicherer glaubte sie an eine solche Belohnung. Am Abend fühlte sie sich bereits von Gott geschickt.

Durch den Kugelregen lief sie vor die Stadt und grub die letzten Rüben aus den Feldern. Der geborstene Kirchturm sah ihr dabei zu, mit seiner Glocke, die nicht mehr rief. Ein paar Landsturmkompagnien, durch eine Batterie und eine kleine Schützenschar unterstützt, hielten vor der Stadt schon eine ganze Woche einem starken russischen Vorstoß stand. Tag und Nacht in den Schützengräben liegend, setzten die fahl und hohl gewordenen Männer ihr Letztes für die Heimat ein. Nur ihre behelmten Köpfe steckten noch aus der Erde heraus, mit der die, metertiefe Löcher reißenden, Granaten sie beschüttet hatten. Wenn nicht bald Verstärkung kam, so waren sie alle verloren. Mit

gekrampften Gesichtern dachten sie an Frau und Kinder, an Eltern und Geschwister und schossen und schossen. Hinter manchem Landsturmmann kauerten die Kinder fremder Leute, die sich auf der Flucht verloren hatten. In ihrer Angst waren sie zu den schießenden Soldaten, die so wie Vater aussahen, gelaufen und wollten sie nicht verlassen. An ihre Stiefel und Rockzipfel geklammert, wurden sie wie diese mit Erde bedeckt. Mit ihrem Korb lief auch Ruth zu den Landsturmmännern, nicht um Schutz, um Brot von ihnen zu erbitten.

Sie pürschte sich seitwärts an den Schützengraben heran. Der Mond beschien ihr himbeerfarbenes Schleiertuch; ganz furchtlos stand sie in der Feuerlinie. „Zurück!" schrie ihr jemand zu. Erschrocken flog sie ein Stück zurück. Entschlossen setzte sie sich mit ihrem Korb hinter einem Hügel nieder. Sie wollte Brot haben, und sie mußte Brot haben und kostete es ihr Leben. Ihr Leben galt es sowieso.

Mit gläubig naiver Zuversicht wartete sie auf das baldige Ende des Kampfes. Das Rattern der Maschinengewehre war eine große Pein für ihren Kopf, nicht minder das Heulen und Bersten der Granaten. Sie trug die Pein mit Ergebenheit. Am Strom, dessen Brücke gesprengt war, sah sie kuriose Schießvorrichtungen stehen. Handkarren waren es, auf denen kurze Baumstämme oder auch kleine Biertonnen wie Kanonenrohre befestigt waren, um dem Feind aus der Ferne Geschütze vorzutäuschen. Der Anblick dieser Fastnachtskanonen erheiterte Ruth ein wenig, selbst die erschöpften Landsturmleute konnten sie nicht anblicken, ohne beinahe zu lächeln. Doch so gebrechlich sah das letzte Bollwerk aus, das den Strom beschützte! Gelang es den Russen, ihn neu zu überbrücken, so ging es um die Krönungsstadt. Der russische Übergang mußte um jeden Preis

verhindert werden, das stand bei allen fest. Mit dem Bild der tragikomischen Kanonen vor Augen wanderten viele Landsturmmänner zum Tode.

Der Mond beschien die Vorstadt, darum trafen die feindlichen Geschosse dort so gut. Ruth sah, daß schon die Hälfte der Straße brannte. Wie Gespenster reckten sich die Flammen aus tausend schwarzen Mauerlöchern und strahlten. Munter umspielten sie das große Kuchenschild des Vorstadtbäckers. Alle die gemalten riesigen Leibkuchen, Schnecken und Hörnchen, alle so dick mit Zucker bestreut, waren ins schönste Licht gesetzt. „Bitte nur zuzugreifen!" schien das feurige Schild zu rufen. Ruth konnte ihre hungrigen Kinderaugen nicht davon losreißen. Erbleichend bemerkte sie, daß ein heller Menschentrupp durch die Vorstadt gelaufen kam. Im Hemd und nackt, so wie sie sich den Händen ihrer Bändiger entwunden hatte, rannte eine Schar aus dem Irrenhaus durch die brennende Straße.

„Will er mich noch einmal sehe,
Steig er auf die hohe Berge..."

heulte die alte Bäuerin. Die andern schnatterten wie wütende Affen dazwischen. Am lockenden Schild des Bäckers schleuderte der ganze Haufen einen rauhen Freudenschrei zum Himmel empor. Rasend vor Gier flog der helle Knäuel über die gemalten Kuchen hin. Mit Gebrüll griffen die Irren durch die Flammen nach den bezuckerten Hörnchen und Schnecken. In diesem Augenblick platzte in ihrer Nähe eine Granate. Die Erschütterung, die folgte, war so groß, daß auch Ruth ein Stück von ihrem Platz geschleudert wurde. Als sie sich von ihrem Schreck erholt hatte, gähnte eine hohle Finsternis an Stelle der leuchtenden Kuchenreklame vor einem Trümmerfeld. Von den Geisteskranken war nichts zu sehen. Eine große Angst überfiel

Ruth mit Zittern, während sie, nach den Irren suchend, die wankenden Mauern ihrer Vaterstadt anstarrte. Sie kannte keine schönere, darum war sie sich auch keiner Übertreibung bewußt, als sie die sterbende kleine Landstadt mit folgenden Bibelworten beweinte: „Deine Pracht ist herunter in die Hölle gefahren, samt dem Klang deiner Harfen..." Sie rutschte auf den Knieen zu den Soldaten. Es war die höchste Zeit, mit Brot in die Anstalt zurückzukehren.

Die zunächst Schießenden gaben ihr auf alles Bitten keine Antwort. Das Getöse in der Luft war so groß, daß Ruth nicht einmal hören konnte, ob diese steifen Männer in den Gräben wirklich schossen oder nicht. Sie kroch von einem zum andern, um Brot bettelnd. Niemand antwortete ihr. Blut! Sie schrie entsetzt auf. Die Tschakos auf den toten Köpfen, verharrten die emsigen Schützen unbeweglich in der einmal eingenommenen Stellung. Auch manches Flüchtlingskind schlief so, gebrochenen Auges durch die Lider starrend. Ruth sprang auf die Füße und stürzte vorwärts, lief solange, bis sie einen fand, der Antwort gab. Hinter dem fiel sie, vor Grauen schluchzend, auf die Erde.

Ohne sich umzublicken rief ihr der Landsturmmann allerhand zu mit einer Stimme, die vor Glückseligkeit stotterte. „Jetzt wird alles gut!" vernahm sie ihn im Krachen der Geschütze. „Nun sind wir gerettet! Hören Sie, wie's dort kracht?" Er zeigte nach rückwärts. Die Verstärkung war im Anmarsch. Endlich, endlich war sie da! Ruth entdeckte ein halbes Kommißbrot neben ihrem Landsturmmann. Das erinnerte sie sofort an ihre Mission. „Sie haben Brot," begann sie stockend, immer noch vom Entsetzen geschüttelt. „Sie können es haben!" schrie er ihr zu.

„Die Verstärkung kommt! Proviant kommt! Nun wird alles gut!" Sie entgegnete, daß sie viel Brot brauche — nämlich für die schon tagelang hungernden Irren in der Anstalt. Er versprach ihr, schreiend, einen ganzen Wagen voll Proviant, sobald die Russen weichen würden. Und das könnte bald sein. „Bald!" jauchzte er.

Seine Augen strahlten unter dem altertümlichen Helm. Wie elend und traurig war alles noch eben gewesen! Und nun?! Ein anderes Licht schien plötzlich vom Himmel zu fallen. Herrlich blau war der Himmel über der brennenden Stadt. In tausend goldenen Sternen zerstoben die Flammen im Wind. Es krachte so lustig in der Luft. Alle, die noch lebten, freuten sich wie neugeboren des Lichts. Alle, die noch lebten, fürchteten die Kugeln nun nicht mehr. Sie fühlten sich auf einmal wie gefeit vor jedem Geschoß. Und sie hatten schon alles, alles verloren gegeben, von allem, allem Abschied genommen. Und nun?! Wie einst dem Hiob, schien ihnen auf einmal alles wiedergegeben zu werden. Der Mond und der feierliche Abendhimmel mit den silbernen Sternen, der rote Herbst, der weiße Winter und der Frühling mit Blumen und Kräutern, der goldene Sommer, alles war unverloren für sie da. Sie schossen und lachten. Der Feind zog sich schon langsam zurück. Seine Geschosse blitzten nicht mehr so nah und so zahlreich hinter dem gluckſenden Strom.

Ruth durchflutete nun dieselbe Lebensfreude, wie die Männer im Schützengraben. Bis in die Haarwurzeln spürte sie jetzt die allgemeine Erleichterung. Ein ganzer Wagen voll Proviant, ein ganzer Wagen voll würde ihr mitgegeben werden! Das hatte sie, das hatte sie erreicht! In welch einem Ansehen stand wohl ihre Tat bei „Ihm"? Sicherlich erhielt sie die erbetene Belohnung. Sie würde nicht

4*

sterben. Alles, alles war jetzt wieder ihr sicherer Besitz! Vor Freude hopste sie in die Höhe, um die heranrückenden Truppen zu sehen. Der Mond versilberte ihre kleine graue Figur. Eine Kugel kam geflogen. „Was? Was?" rief Ruth ganz wirr und erstaunt, langsam in die Knie sinkend. Ihr schien, ein Schlag war von unsichtbarer Hand auf ihre Stirn gefallen, so heftig, daß ihre Sinne zu erlöschen drohten. Ihr schien, eine stechende Mücke kroch auf ihrer Stirn. Sie wollte die Hand erheben, um das Tier zu verscheuchen — und konnte es nicht mehr. Ihre Augen umflorten sich. Sterbend neigte sie ihr kindliches Gesicht über den Korb, und das rote Blut floß aus ihrer Stirn auf das erbettelte Brot... Die unsichtbare Hand hatte ihr nichts Besseres geben können.

Der Kosak und die Hökerin

Die Alte blieb ruhig in ihrem einstöckigen grauen Giebelhäuschen, das sie ganz allein bewohnte, als die Russen die geräumte Stadt besetzten. Es war vor der Schlacht bei Tannenberg. Jeden besseren Kosaken, der bei ihr eindrang, nannte sie hochachtungsvollst „Herr Knäs", und das schmeichelte den Russen. „Knjäs" heißt auf Russisch Fürst. „Klugge Frau," sagten die deutschsprechenden Soldaten. Mehr Russisch konnte die alte Hökerin nicht; aber diese Anrede trug ihr Wohlwollen genug ein. Die „klugge" Frau murrte auch nicht, wenn ihr die Soldaten die Butter wegstahlen oder statt mit Rubeln mit Kupfermünzen bezahlten oder gar mit einer Unflätigkeit. Auch hatte sie stets allerhand Süßigkeiten in Grellrosa, -grün und -blau, mit denen sie den Kosaken umsonst die Mäuler stopfte. Zudem besaß sie eine Figur, die überaus erheiternd wirkte und selbst die grausamen Don-Kosaken zum Lachen reizte. Die Alte glich einem grauen Schneemann. Fußlos schienen ihre dicken Beine in der Erde zu verschwinden. Sie war aus lauter Kugeln zusammengesetzt. Die oberste bildete das grüngraue Haargewöll auf ihrem runden Kopf, über dem feisten und ziemlich frechen Hökerinnengesicht.

Eines Spätnachmittags drang ein ganzes Dutzend schlitzäugiger Kosaken in ihr stilles Häuschen ein. Die Alte machte einen herrlichen, tiefen Knicks und begrüßte den größten und wildhaarigsten der Rotte mit der erprobten Anrede. „Herr Knäs" wollte nicht grinsen; aber er mußte. Die Geschmeicheltheit war gar zu groß. „Wir sind se'r

gefürchtet," sagte er mit halb geschlossenen Augen. Ein Butter- und Eierverkauf kam zustande, bei dem man die Alte schmählich prellte. Dann sprach „Herr Knäs," indem er nach der Decke zeigte: „Zar so groß! Kaiser nur so!"... Jetzt hielt er die Hand ein Stückchen über dem Fußboden. Die kugligen Umrisse der Alten blähten sich fürchterlich. Das war ihr doch zu arg. Ein tiefer Seufzer gab der angeschwollenen Fülle bald ihre alte Form zurück; aber das Gesicht konnte eine Weile nicht die Augen zeigen, sonst hätte sich „Herr Knäs" gewundert. Mit angestrengter Eifrigkeit und tiefem Affenernst grüne und blaue Bonbons lutschend, verschwanden die Kosaken, nur „Herr Knäs" blieb noch zurück.

Er nahm das ganze Häuschen in Augenschein. Die Alte mußte ihm sogar ihre Kleider zeigen. Ihre Pretiosen aus Blech und bunten Steinen fanden seinen allerhöchsten Beifall. „Wird ales bezahlt werden," sagte er und steckte sie ein. Mit Kennermiene musterte er lange ein altes schwarzes Seidenkleid von vorsintflutlichem Schnitt im Abendlicht vor dem Fenster. Es war die Robe, in der die Alte einst ihren Höker zum Altar begleitet hatte. Der Rock fand noch den Beifall des Kosaken. Ihn zusammenrollend stopfte er ihn mit hartem Gesicht in eine seiner geräumigen Taschen. Die Alte blähte sich in ohnmächtiger Empörung. Es puffte förmlich, als das Fett wieder zusammensank.

In einer Ecke ihrer großen kahlen Stube, die zugleich ihr Laden war, hing an einem grünen Band eine Gitarre. Auf der spielte die Alte nach des Tages Last und Hitze und sang dazu. „Herr Knäs" musterte die Gitarre, wie er das Seidenkleid gemustert hatte, riß eine Saite entzwei und empfahl sich hierauf.

Die Hökerin zündete ihre Lampe an und setzte sich an

den Tisch, der mitten in der Stube stand. Sie setzte sich vor die Bibel, die, seitdem die Russen in der Stadt waren, immer aufgeschlagen auf dem Tisch lag. Die Fenster blieben unverhängt. Nicht allein, weil die Stube ein Geschäftslokal war, vor allem wollte die Schlaue hiermit den Feinden ein Zeichen ihres Vertrauens geben. Und die Russen verstanden es, und weil es ihnen schmeichelte, so taten sie der Alten nichts, nur daß sie sie betrogen und bestahlen. Jeden Abend konnte man die Hökerin durch die unverhängten Fenster mitten in ihrer Stube sitzen sehen, die Arme auf dem Tisch um die mächtige Bibel gelegt, in der sie ohne Brille mit großer Andacht las. Manchmal — meistens, wenn jemand am Fenster vorbeiging — drückte sie das heilige Buch jäh an ihre Brust, indem sie ihr derbes und freches Gesicht mit verzücktem Ausdruck zur Decke aufhob. Eine solche Andacht respektierten auch die Kosaken. Förmlich leise trollten sie dann weiter. Und obgleich ihre Inbrunst nicht gerade gespielt wurde, huschte dann immer ein heimliches Grinsen um die Froschlippen der Hökerin.

Jeden Abend, wenn die Sonne untergegangen war, erschien jetzt der Räuber ihres Brautrocks in ihrem Geschäftslokal. Und nie verließ er es mit leeren Händen. Zuerst kostete er stets alle noch vorhandenen Vorräte. „Ales bess'r in Ru—ßland," sagte er dann. „Nur eins nicht: Bir. Bir in Deitschland bess'r." Leider war den Soldaten jedes alkoholhaltige Getränk verboten. „Kommen Se zu uns, Herr Knäs," sprach die Hökerin eines Abends zu ihm, „dann dürfen Se auch Bier trinken." Der Kosak schien sie zu verstehen, denn er sah sehr nachdenklich auf die Wand. Allerdings nahm er dann ein Bild ab und steckte es ein.

Am sechsten Tage nach dem russischen Einzug wurde es auf einmal sehr unruhig in der Stadt. Wie ein Lauffeuer

verbreitete sich die Kunde von der großen russischen Niederlage bei Tannenberg. Die feindliche Besatzung stand überall in Trupps zusammen und sprach und gestikulierte erregt. Die Kosaken stahlen, was sich noch stehlen ließ. Der Kanonendonner in der Ferne klang noch lauter als sonst. Die Generäle zeigten verstörte Mienen. Schon kam der Befehl, alles zum Abmarsch zu rüsten.

Nach wenigen Stunden ging es los. In Laufschritt und im Galopp verschwanden die Russen aus der Stadt. Am Häuschen der Hökerin flutete der ganze Troß der Abziehenden vorüber. Die Alte stand mitten in ihrer grauen Stube und spähte, ganz Aufmerksamkeit und Neugier, durchs Fenster. Die Nachmittagssonne beschien höhnisch und prächtig die russische Flucht. Eine ganze Stunde sah die Alte mit stillem Triumphe zu, wie sie „Reißaus nahmen". Die Straße bedeckte sich mit einem Wirrsal von meistens gestohlenen Dingen, die von den Abziehenden in der Eile verloren oder weggeworfen wurden. Was lag nicht alles herum! Mehl, Hafer, Flaschen, Klavierlichte, Waffen, Munition, Kleiderstoffe, Wäsche, Schuhwerk, und vor allem Lumpen, Lumpen, Lumpen.

Als die Sonne untergegangen war, als sich Finsternis auf die bunt bestreuten Straßen legte, huschte eine große Gestalt an den unverhängten Fenstern der Hökerin vorüber. Mit Katzentritten schlich „Herr Knäs" durch den Flur des Hauses und trat mit Vorsicht in die Stube. Die Alte erbleichte beim Anblick des wilderregten, aschgrauen Kosakengesichts. „Zu! Zu!" schrie der Soldat, nach den Fenstern deutend. Da sich die Alte nicht regte, eilte er selbst dorthin und zog die Vorhänge vor. „Du Pruß — ich jetzt auch Pruß," stammelte er, sich dem Tisch nähernd. „Uns'r Nikolas so groß" — er klatschte mit der Hand auf

den Boden. „Eu'r Wilhelm so" — wie wild hüpfte er auf dem rechten Stiefel in die Höhe, um mit der rechten Hand die Decke zu erreichen. „Ales bess'r in Deitschland," fuhr er heiser fort. „Bir am alerbesten... Uns'r Nikolas so groß" ... ein Klatsch auf den Fußboden. „Kaiser bis Dach." Ein Knopf platzte ihm vom Kittel ab, so heftig sprang er bei der Angabe des letzten Höhenmaßes zur Decke empor. Die Butter auf der Kommode wunderte sich schweigend.

Aus dem Mund der starr zuhörenden Alten brach ein unbändiges Gelächter. „So is recht, Herr Wachtmeister! (Jetzt war ausgeknäst.) So is recht!" schrie sie, beinahe erstickend.

Nun war es des Kosaken glühender Wunsch, daß die Hökerin ihn solange versteckte, bis preußische Truppen in die Stadt einrückten. Denen wollte er sich dann gefangen geben. Kichernd schob die Alte den Tisch beiseite und hob eine Klappe auf, die sich unter diesem im Fußboden befand. Eine Treppe kam zum Vorschein, die in einen dunklen Keller führte. „Da spazieren Se man herunter, Herr Wachtmeister," sagte die Hökerin freundlich. „Da sind Se ganz sicher, bis Unsre da sind. Morjen kommen se. Und ich will auch noch e gutes Wort fir Sie einläjen."

Der große starke Kerl sah ängstlich in den Keller hinein. Die Alte leuchtete hinunter, damit er sehen konnte, daß dort nichts Böses war. Schnaufend kletterte er die Treppe hinab, den breiten krummen Säbel vor sich hertragend. Die Alte warf ihm noch eine Decke nach, mit der er sich nachts bedecken sollte. Als Lagerstätte wurde ihm der Tisch angewiesen, auf dem in Friedenszeiten die Buttervorräte der Hökerin zu stehen pflegten.

Mit einer großartigen Handbewegung befestigte die Alte ein uraltes riesengroßes Vorhängeschloß an der Kellerklappe. Morgen, wenn die Sonne schien, wollte sie ihren Gefangenen selbst abliefern, sie, die achtundsechzigjährige Butterhändlerin. Es drängte sie, dem lieben Gott für dieses wunderbare Geschenk zu danken, wie für die Erlösung vom harten Russenjoch. Erst zog sie die Fenstervorhänge zurück, so war es ihr gemütlicher, dann warf sie sich mit ihrer Zweizentnerschwere auf die Knie nieder, daß es nur so bußte. Sie dankte feurig, konnte es aber nicht hindern, daß bei jedem Geräusch im Keller ein blankes Grinsen ihre fromme Miene zerstörte.

Diese Nacht schlief sie nicht. Erstens war sie wie elektrisiert und dann hatte sie auch einen Gefangenen zu betreuen — sie, die Hökerin. Konnte man da nicht „rein vor Stolz aus der Haut platzen?" In froher Erregung griff sie im Vorübergehen in die Saiten ihrer Gitarre und ließ ein paar falsche Akkorde los. „Buh buh"... machte gereizt das wurmstichige Instrument. Die Alte lachte. Erst nach Stunden merkte sie, daß sie gar kein Abendbrot gegessen hatte. Behaglich lachend trug sie sich eine Mahlzeit auf dem Tisch zusammen. Ob sie auch den Kosaken dazu einlud? Lieber nicht! Gefangener war Gefangener. Die Lampe hatte schon lange sehr trübe gebrannt, ohne daß sich die Hökerin darüber Rechenschaft abgelegt hatte. Als sie am Tisch saß und ihr Brot in zwei Hälften brach, erlosch die Lampe. Kein Wunder; die Uhr schlug zwölf. Einen Kosaken im Keller und kein Licht in der Stube — das war unheimlich. Dazu schlüpften jetzt in der Dunkelheit allerhand verdächtige Gestalten an den Fenstern vorüber, und es goß, als ob die Welt ersäuft werden sollte. Beklommen saß die Alte, das Brot in der Hand, und wußte nicht, was

beginnen. Ihr Petroleumvorrat war bei dem Gefangenen im Keller.

Als die Uhr in der Stube zwölf schlug, erwachte der schlafende Kosak. Die zwölf Schläge schnarrten unter hohlem zittrigem Seufzen aus dem alten Uhrwerk heraus. Gerade über seinem Kopf. Er lag auf dem Tisch, an die Wand gedrückt und sein Haar sträubte sich bei den Tönen über seinem Kopf. Genau so hohl und zittrig schlug die Uhr in jener Stube, in der er und drei andere die vier Frauen mit den Händen an den Tisch genagelt hatten. Es war in der Nacht gewesen, in einem einsamen Dorf, in einem abgelegenen Haus. Hier erschossen sie die Männer, schlugen die Kinder tot und nagelten die sich wehrenden Frauen mit den Händen an einen großen viereckigen Tisch. Selbst ihm war das Grauen angekommen bei diesem entsetzlichen Anblick.

Und nun schnarrte und seufzte über ihm die Uhr, wie die in jener Nacht. Fluchend und betend sprang der Kosak vom Tisch. Abergläubisch wie er war, fürchtete er, die Toten könnten ihm jeden Augenblick, leibhaftig, mit ihren durchbohrten, blutenden Händen erscheinen. Erbebend hörte ihn die Hökerin die Kellertreppe heraufkommen. „Noch nich, Herr Wachtmeister! Noch is nich Morjen!" rief sie erschreckt.

Der Kosak wollte jetzt durchbrennen. Auf einmal schien es ihm toll, daß er nicht geflohen war, daß er sich gefangen gegeben hatte. Wie konnte er nur in diesen finstern Keller hineingehen im fremden, feindlichen Preußenland? „Ales bess'r in Ru—ßland!" heulte er unter der Kellerklappe.

Die Alte warf sich mit ihrer Zweizentnerschwere auf ihr nieder. Der Schreck entblößte ihre langen Zähne.

Ihre grünen Augen quollen über vor Angst. Sollte sie um Hilfe rufen? Sie sahen nicht gerade vertrauenerweckend aus, die dunklen Gestalten, die ab und zu am Fenster vorüberschlichen. Das waren noch fliehende Russen oder Plünderer. Starr wie eine Grabfigur, nur von Zeit zu Zeit von unten ruckhaft gehoben, kniete die Hökerin im Finstern auf der Kellertür. Die knirschte und krachte, so donnerte der Kosak dagegen. Die Alte war überzeugt, daß die Tür nachgeben würde, sobald sie aufsprang und davonlief. Und dann kam ihr der Kosak nach und erstach sie mit seinem breiten krummen Schwert. Jetzt erfuhr sie erst, was Krieg war. Nun war auch sie im Felde. Jetzt hieß es tapfer sein, sein Leben in die Schanze schlagen, um den Feind festzuhalten.

Sie wich und wankte nicht. Allmählich ließ das Toben unter ihr nach. Mit einem tiefen Seufzer stieg der Kosak die Kellertreppe herunter. Betend und fluchend setzte er sich auf den Tisch, das Gesicht nach dem nebelgrauen Fleck gerichtet, der das Fenster war. Er drückte die Mütze zwischen seinen mordbefleckten Händen und sehnte sich zum Schreien hinaus. Der grauslige Geselle hatte Heimweh.

Die tapfere Alte kniete auf der Klappe, bis mit fahlem Grau der Morgen kam. Bis sie Tritte hörte, die nicht russisch klangen. So zogen deutsche Truppen in die Stadt. Wie eine Siegerin schrie sie da hurra.

Fieberhaft legte sie sich die Worte zurecht, mit denen sie ihren Gefangenen abliefern wollte. Das Ereignis der Nacht gedachte sie etwa so zu erzählen: „Grad wie de Uhr zwölf schlägt, jeht meine Lamp aus. Und grad is de Lamp ausjegangen, da will der Kärl rauß. Gottchens hab' ich mir jegraut!"

Das Strafgericht

Der Welt am ersten Schöpfungstage glich vielleicht das Land um das Haus des Bauern Jakubassa. Wo einst Wiesen und Getreidefelder waren, mengte sich jetzt eine graue Wüste mit grauem Wasser. Das pilzenhafte Haus des Jakubassa hing wie hingeweht an einem Hügel inmitten seiner abgehauenen Bäume und niedergebrannten Ställe, unweit eines Tals voll faulender Kaldaunen, über dem sich die Krähen, lärmend, um die Aasfetzen stritten. In diese Landschaft hätten Menschen aus den ersten Erdperioden gepaßt, jene dem Löwen und dem Affen ähnlichen Geschöpfe, die vor grauen Zeiten gelebt haben sollen. Der Bauer Jakubassa war wohl ein plumper und schwerfälliger Mann, doch glich er durchaus keinem Löwen, auch keinem Affen. Es war wohl ein Kunststück, mit ihm ein Gespräch zu führen, da er auf jede Antwort minutenlang warten ließ; aber soviel Zeit braucht so manch ein Bauer, bis er die Antwort beisammen hat.

Stöhnend ging Jakubassa durch all die Verwüstungen, die der Krieg seiner Heimat angetan hatte. Der dicke lange Schal von bösem Rot an seinem Hals ließ das Grau und Schwarz der Landschaft noch düsterer, noch tragischer erscheinen. Vor drei Tagen war der Bauer mit seiner Familie von der Flucht zurückgekehrt. Im August waren sie fortgezogen, im November wiedergekehrt. Und heute, nach drei Tagen — der russische Schmutz war noch nicht einmal ganz aus dem Hause geschafft — kam schon wieder Kanonendonner über das Tal gedröhnt. Der Bauer stöhnte

wie ein krankes Rind. Als ob er sich selbst erwürgen wollte, so zerrte er an seinem Schal. Wie ein Blitz fuhr der Gedanke in seinen schwerfälligen Kopf, daß die bittere Notwendigkeit einer zweiten Flucht an ihn und die Seinen herantreten könne. Und seine Frau erwartete jede Stunde ein Kind. Sich bei dem Gedanken vor Verzweiflung stöhnend hin und her wiegend, saß der Bauer auf einem Baumstumpf und wußte keinen Rat. Wie sinnlos plapperten seine Lippen die Formel, mit der man die Kosaken zuweilen besänftigt hatte: „Du Altruß! — ich Neuruß!" Bei den Worten „Du Altruß" tippte man dem Kosaken mit großer Lieblichkeit auf die Brust, bei „Ich Neuruß" zeigte man heftig und streng auf sich selbst. Mitunter verzogen sich dann die Mäuler unter den Schnüffelnasen zu einem geschmeichelten Grinsen.

Jakubassa wiegte sich in ratloser Angst. Niemand war weit und breit; kein Haus außer dem seinen war stehengeblieben. Wie die einzigen Menschen saßen sie hier in der Öde bei den Krähen. Aus einem kultivierten Landstrich war eine vorzeitliche Wüste geworden. Der Bauer blickte nach seinem Haus. Die mit Stroh und Papier verstopften Fenster blieben dunkel, obgleich der graue Tag zu Ende ging. Man hatte kein Petroleum im Haus. Petroleum gab es nicht mehr, es gab nur Öl und Stearinkerzen in der nächsten halb verlassenen und halb verbrannten Stadt; spärlich obendrein. Die Fenster hellten sich nicht auf, und das dumpfe Donnern wuchs von Stunde zu Stunde. Flammen huschten gespenstisch am Horizont empor. Nachtkobolde schienen an der Grenze ein Fest zu feiern. Ein kalter Wind strich über das Land. Geisterstimmen schienen irr in der Luft zu klagen. Jakubassa gedachte seines alten Vaters, der auf ihrer Flucht gestorben war. Wo einen Sarg

hernehmen, wenn man auf der Flucht ist? Der Bauer war mit seinem ältesten Jungen zum Pfarrer der nächsten Ortschaft vorausgeeilt, um ihn um Rat zu fragen.

„Der Großvater sei unterwegs gestorben. Wie solle man ihn nun begraben? Wo einen Sarg hernehmen? Er sei schon drei Tage tot ..."

„Wickeln Sie den Großvater in ein Laken," hatte der Pfarrer ruhig gesagt, „und begraben Sie ihn so in Gottes Namen unter einem Baum an der Chaussee. Merken Sie sich gut den Platz, damit Sie die Leiche später heimholen können."

Es war ein jämmerliches Begräbnis gewesen, bei strömendem Regen im Chausseegraben. Der Tote lag mit offenem Mund in seinem Laken da, als ob er es nicht fassen konnte, daß er wie ein Hund verscharrt werden sollte. Die kleine Emmi, das jüngste Enkelkind, ging von einem zum andern, streckte bittend die geöffnete Hand aus und sagte vorwurfsvoll traurig: „Keen Appelke nich?" Es war doch Begräbnis. Die Großmutter gab ihr statt eines Apfels einen Kuß, der ihr nicht schmecken wollte.

Als sie bei ihrer Rückkehr zu jener Chaussee gelangt waren, hatten sie vergebens das Grab des Großvaters gesucht. Wo war nur der Baum, unter dem sie ihn begraben hatten? Die Chausseebäume gab es nicht mehr; die hatte der Krieg abgesäbelt. Dafür gab es zahlreiche Soldatengräber rechts und links; von dem des Großvaters keine Spur. Da knieten sich die Jakubassas in der grauen Morgendämmerung an einem Soldatengrab nieder, um für den Alten zu beten. Die Hälfte eines zerrissenen Kranzes hing auf dem rohen Kreuz davor, nebst einer braunen Mütze, die leise der Wind bewegte. An der linken Seite des Hügels ragte ganz unten ein Arm heraus mit einer

5*

grauen Hand. Die Finger gekrümmt, schien sie zu winken: Kommt doch auch herunter! Die Betenden sahen sie nicht, da sie auf der rechten Seite des Grabens knieten; aber der älteste Junge sah sie. Am Ärmel die russische Uniform erkennend, trat er mit stiller Verbissenheit auf die Hand, während die Erwachsenen beteten. Es sah aus, als ob ein unsichtbarer Kopf unablässig die Mütze auf dem Kreuze schüttelte.

Alle Leidensstationen ihrer Flucht zogen dem Jakubassa noch einmal durch den Sinn. Nun war er in jener Stadt, die gerade vom Feind überfallen wurde, als er an einem beklommenen Augustnachmittag mit seinem Leiterwagen von der anderen Seite eingefahren kam. Die ganze Stadt stand voll hoch bepackter Wagen, mit denen man sich auf die Flucht begeben wollte. Die engen vollen Straßen waren noch wie zum Ersticken überdacht von dem tiefen, schwefelfarbenen Gewitterhimmel. An das Brausen in einer Meeresmuschel erinnerte der verworrene Lärm auf den Gassen. Das schweigende Abfahren der Einwohner war von unbeschreiblicher Traurigkeit. Da jagten Kosaken in die Stadt herein, und im Handumdrehen ging alles wie in einem Wasserstrudel durcheinander: Wagen, Pferde, Menschen und Gepäck. Der Lärm der Fliehenden wurde zu einem Orkan wahnsinnigen Schreiens. Es schien zu knallen, wenn die Kosaken lachten. Unter unwahren Beschuldigungen wurden die entsetzten Menschen mit Knutenhieben vor das Kreishaus getrieben; auch Jakubassa und die Seinen mußten mit. Von den Kosaken gehetzt, rannten sie in den fremden Straßen schreiend hin und her. Die gelbe Luft war voll fliehender Gestalten und sausender Knuten.

Das brennende Kreishaus beleuchtete die verzerrten Gesichter der knienden Stadtbewohner. Sechs Männer hatten

schon den Strick um den Hals. Ihre Frauen lagen vor dem russischen Befehlshaber im Staub und schrien um Erbarmen. Ein paar sechzehnjährige Jungen mußten sich abseits, einer neben dem andern, an eine Mauer stellen. Mit Gesichtern, die schon besinnungslos schienen, erwarteten sie ihr Schicksal. Ein langer dürrer Kosak trat breitspurig vor sie hin. Die linke Hand in der Tasche, den rechten pistolenbewaffneten Arm steif vorgestreckt, zielte er nachlässig und wie auf einen Sperling auf den mittelsten Jungen und schoß ihn ab. Keiner von ihnen wehrte sich, keiner entfloh. Mit schwarz versteinten Augen versuchten sie nur, sich in die erbarmungslose Mauer hineinzudrücken. Einer nach dem andern kippte ächzend um. Ach, die Blutlachen an der Mauer! Auf herzzerreißendes Flehen der Frauen begnadigte man erst sie und die Kinder, später auch die Männer. Doch dreißig von ihnen wurden grausam ausgepeitscht. Unter diesen war der Bauer Jakubassa. Ein Wunder, daß er seinen Wagen und zweie seiner Pferde wiederfand! Wären nicht preußische Dragoner gekommen und hätten die Russen vertrieben, so wäre an Flucht nicht mehr zu denken gewesen.

Jetzt stand Jakubassas Leiterwagen hinter dem Hause und die beiden Pferde waren im Schuppen dicht daneben. Auch das einzige Fohlen, das ihm die Kosaken gelassen hatten, befand sich dort: ein krankes Tier mit einem Kropf, das am Sterben war.

Dem Bauern zu Füßen lag das Tal, voll modernder Eingeweide, ein Wirrsal, ähnlich riesigem Kälberbregen. Der Wind strich darüber hinweg dem Bauern ins Gesicht. In dieser Luft voll Tod und Pestilenz hörte er ein leises verlorenes Glockenklingen. Das kam von dem kranken Fohlen, dem die Kinder eine gefundene Schlittenglocke um den Hals

gehängt hatten. Krank wie es war, ging es frei umher, war bald draußen, bald in der Stube, bald in der Küche. Jetzt schien es um das Haus zu wandern — kam langsam näher. An seinem hageren Hals hing, schaukelnd, die schwarze Schlittenglocke. Der Kopf fiel ihm von Zeit zu Zeit wie gebrochen auf die Seite. Die dürren Beine knickten müde beim Gehen. Gleich dem Totenpferd der Sage schritt es, den Kopf gesenkt, daher, die schwarze Glocke läutend. Die Novembernacht brach herein.

Der Bauer ging dem Tier entgegen und führte es heim in den Schuppen. Hier war es stockdunkel. Jakubassa tastete im Finstern nach der Axt, er wollte dem Elend des armen Geschöpfes ein Ende machen; eine zweite Flucht konnte es nicht überstehen. Tief seufzend öffnete er die Luke des Schuppens, um etwas Licht zu haben. Das Fohlen band er vor der Luke fest. Etwas weiter standen seine beiden Pferde. Eins davon war die Mutter des Fohlens. Die Stute schien leise zu schnauben, wie er sich daran machte, das Fohlen zu töten. Ihm war, als wiche sie, an allen Gliedern bebend, immer weiter in den dunkeln Stall zurück, — und als stände sie mit feuersprühenden Augen kerzengerade auf den Hinterbeinen, als die Axt den Hals des jungen Tieres durchschnitt. Er brach wie Holz. Der grausige Krieg war ganz dazu angetan, selbst in einem schwerfälligen Bauern grausige Vorstellungen zu erwecken. Sich vor den Hufen der Stute fürchtend, schleifte Jakubassa die Fohlenleiche mit der Vorsicht eines Mörders an ihr vorbei. Voll Entsetzen innehaltend, hörte er die Glocke am Halse des Kadavers läuten. Gleichzeitig hörte er einen Schrei in der Stube, einen ganz besonderen Schrei. Jetzt kam das Kind. Er stand und lauschte atemlos.

„Päng ... päng ...“ sang es unheimlich von der Grenze

her. So heulten die Schrapnells. Der Bauer schlug die Hände überm Kopf zusammen und sank schluchzend vor der Luke auf die Knie nieder. Ein bißchen Licht floß dünn und fade auf sein verwirrtes, blutbeschmiertes Haar.

Zwillinge waren geboren; beide tot. Weinend trug sie die Großmutter in der Stube herum. Weinend hielt sie in jedem Arm ein Bündelchen mit einer winzigen Mumie. Die kleine Emmi konnte sich gar nicht satt sehen an den lehmfarbenen Puppen, die von der Großmutter „Lieske und Marieke" genannt wurden. Ein Öllämpchen beleuchtete die niedrige Stube mit einem dunklen dicken Licht. Grau im Gesicht trat der Bauer ein. Ein paar gut gemeinte hölzerne Worte an seine Frau, einen trüben, naßnehmenden Blick auf Lieske und Marieke, dann ging er wieder hinaus, um für die kleinen Leichen vom Boden eine Kiste zu holen.

Ein versprengter Soldat stürzte ins Haus und bat um etwas zu essen. Um sein verwundetes Kinn lag ein Verband, der einem Vogelschnabel glich. Sein Mantel starrte vor Schmutz, und als er die Krimmermütze abnahm (ein russisches Beutestück), kam eine blutige Kopfbinde zum Vorschein. „Ihr müßt fliehen," flüsterte er aus dem Verband heraus. „Sie sind schon wieder über die Grenze gedrungen. Wir lassen sie herein. Sie sollen wieder in die Falle." Er stand im riesigen Schatten der Alten vor der geöffneten Stubentür und tastete nach einer Stütze. Offenen Mundes stierte sie ihm ins Gesicht, immer noch die toten Zwillinge wiegend. „Fliehen?" wiederholte sie, wie eine Betrunkene stammelnd. Er nickte. „Die Grenzstädte sind schon wieder geräumt."

Nun begann ein Gerenne im Haus. Verlassen brannte das Öllämpchen in der Stube. Der Frau im Bett schien

es das letzte Licht der Welt. Jakubassa schaufelte in seinem ehemaligen Garten in wilder Hast ein tiefes Loch. In wilder Hast schleifte er das tote Fohlen aus dem Stall und in das Loch hinein. Als ordentlicher Mann wollte er keinen Kadaver in seiner Wirtschaft zurücklassen. Als der älteste Junge Miene machte, das Loch zuzuschaufeln, hielt ihm der Vater die Hände fest. Nach einigen Minuten kam die Erklärung. Es sei doch noch mehr zu vergraben.

Die Zwillinge waren schon eingesargt. Die kleinen Mumien hatten sogar Myrtenästchen an der Brust aus den fliegenden Händen der Großmutter. Weiß umwickelt schlummerten sie in einer Zuckerkiste. Mit flackernden Augen vernagelte der Vater den menschenähnlichen Inhalt im dunkeln Flur. Die Mutter hörte die Hammerschläge fallen. Wie unsinnig schüttelte sie immerfort stumm den Kopf. Die kleine Emmi war schon in Tücher gewickelt, so dick und fest eingewickelt, daß sie, einem Vogelbauer ähnlich, am Fenster stand und sich nicht regen konnte. Die Jungen führten die Pferde aus dem Stall. Die Großmutter packte. Jakubassa ging mit der Totenkiste in den ehemaligen Garten.

Schwerfällig stieg er in die geschaufelte Grube hinab und setzte sie behutsam nieder. Zwischen die Zwillinge und das Fohlen wurde ein breites Brett gestellt. Einen Augenblick wußte der Bauer gar nicht, was nun weiter geschehen sollte. Wie im Schlaf stand er da und versuchte zu beten. Mehr noch lauschte er. Klang nicht schon wieder das leise, drohende Schnaufen der Stute hinter seinem Rücken? Kam sie nicht langsam auf die Grube zu? Stand sie nicht hinter ihm und ließ den Kopf suchend in das Grab hängen? Es war so finster. Es war so schauerlich. Vielleicht war es schon das Leben nach dem Tode, und er wußte es nur nicht.

Er glaubte zu leben, während er sich vielleicht nur noch erinnerte. In bösen Todesträumen lag er vielleicht im Grab und sein Geist erinnerte sich düster und verworren häßlicher Lebenstage. So brach das Strafgericht an. Es war so finster, es war so schauerlich: Der grübelnde Bauer versuchte hilflos, zu beten. „Päng... päng..." tönte die Totenklage.

Die Kinder riefen schon nach ihm. Jakubassa erwachte aus seinem Brüten. Nun schaufelte er das Doppelgrab zu. Wortlos trug er seine Frau und seine Habe auf den Leiterwagen. Ein hölzernes Verdeck, ähnlich dem Dach einer Hundebude, das sich Jakubassa gegen Regen und Wind auf der Flucht gezimmert hatte, stand über dem Gefährt. Darunter hatte die ganze Familie auf ihrer ersten Flucht gewohnt. Es mußte also wieder sein! „Na Gott's Nam!" sagte der Bauer stoisch, als die Pferde anzogen.

Eine Öllaterne schaukelte am Wagen, zusammen mit den Eimern zum Pferdetränken. Ganz langsam ging es durch die eisige, rabenschwarze Novembernacht. Die Familie lagerte auf ihren Betten unter dem Dach, der Bauer und der fiebernde Soldat saßen kerzengerade davor. Ihre Augen füllten sich mit den Flammenblitzen der dröhnenden Geschütze. Gespensterhaft schwarz saßen sie auf dem knarrenden Leiterwagen, und der Tod grüßte sie. Der weißliche Vogelschnabel des Soldaten schien zu phosphoreszieren.

Ein Surren, das die ganze Luft packte, kam mit Blitzesschnelle angerast. Die Pferde bäumten hoch. Die Flüchtlinge kauerten sich atemlos zusammen. Etwas Graues, etwas Riesiges ratterte über alles hin, hoch in der Luft. Ein Dämon, ein Ungeheuer flog keuchend dem Feind ent-

gegen. Seine eisernen Füße drehten sich unter den Wolken. Sein Lindwurmleib kroch surrend durch die Nebel. In den Krallen ruhten eiserne Kugeln. Huih! ... da flog schon eine in das braune Russenheer. Mehr als zwei Dutzend Pferde wälzten sich mit ihren Reitern im Sand. Der Lindwurm schnaufte über ihnen in der Luft. Von einem weißen Lichtstrahl getroffen sah ein enormer grauer Tierkopf augen- und maullos aus den Nebeln heraus. „Ich — bin — der Krieg — selbst ..." schien der Luftkoloß mit seinen eisernen Füßen zu rattern.

„So bricht das Strafgericht an," flüsterte der Bauer.

Die Orakelschiffchen

Es regnete. Dazwischen fiel Schnee; der erste. Über den Festungswall, wo die Jungen im Halbdunkel Krieg spielten, schüttelte Frau Holle am sichtbarsten ihre Betten aus. Die Jungen begannen an Weihnachten zu denken. Aber was war Weihnachten in diesem Jahr?! Der Krieg war alles! Eine so herrliche Zeit wie jetzt hatten sie noch nicht erlebt; immer war etwas los und immer durfte man „Hurra" schreien. Paul war der forscheste unter ihnen, wenn er auch der dünnste war. Was ihm an Kraft fehlte, ersetzte er durch Keckheit. Beim Kriegsspiel ganz durchnäßt geworden, saß er hoch oben auf dem Wall auf einem Stein. Er schauderte vor Kälte auf dem windigen Platz; doch da er einen Helm trug, so glaubte er des Frierens nicht achten zu dürfen.

Langsam kam ein Auto vom Roten Kreuz im Novembernebel am Wall entlang. Paul sprang auf. Das Auto fuhr so langsam, sicher lag ein Verwundeter darin. Wenn auch der Vater ...?

Alle Jungen sprangen dem Auto nach. Die dreistesten fragten den Chauffeur: „Woher kommen Sie? Aus Polen? Aus Suwalki?" ... „Ich werd' euch gleich eins überziehen!" schrie ein Kutscher, die Peitsche schwingend, von einem Wagen herab. Die Jungen wichen zurück. Auch durch das Tor kam ein Sanitätsauto. Eins, noch eins, noch eins, immer noch eins ... Die leinenen Gardinen der Wagen blähten sich im Wind mit ihren mächtigen roten Kreuzen, die vor Feuchtigkeit so glänzten wie frisches nasses Blut.

Der schauerliche Ernst des Krieges fuhr handgreiflich durch die Stadt. Die Jungen standen auf einem Haufen und scheuerten stumm an ihren hölzernen Säbeln. Endlich sagte einer: „Die Russen sind schon wieder im Anmarsch gegen unsere Grenze. Acht sibirische Armeekorps. Der Zeppelin hat's ausgekundschaftet." — „Wir haben noch mehr!" schrie Paul erbost. „Sie sollen bloß kommen!!" Jäh riß er die Hacken zusammen. „Ich muß jetzt nach Hause gehen," versetzte er in seiner hastigen Art, die ihn bald stottern, bald lispeln machte. Er grüßte ganz wie ein Leutnant. Mit langen festen Schritten wandelte er von dannen.

Außer Sehweite blieb er stehen und sah nach Osten. „Acht sibirische Armeekorps!" Schwarz war der Himmel im Osten. Paul bildete sich ein, er sähe dort ein ruckweises Auftauchen von düsteren Pferderücken, etwa wie ein Wandern schwarzer Wellen im Finstern. „Pah!" machte er verächtlich, um seinen Mut zu beweisen.

Durch stille Straßen lief er nach Hause. Vielleicht war ein Brief vom Vater gekommen. In einem grauen Haus stieg er drei Treppen empor, dann klingelte er an einer Tür, dann war er bei der Mutter. An ihrer Stimme erkannte er, daß sie schon wieder geweint hatte. Es war also kein Feldpostbrief gekommen. Schon lange war keiner gekommen. Paul seufzte. Trotzdem dachte er nicht daran, zu heulen. Mütze und Handschuhe verwahrend, dachte er darüber nach, wie er die Mutter zerstreuen könnte.

Wie ein Alter zündete er das Gas im Wohnzimmer an. Schon fiel ihm etwas ein. Geschäftig rannte er nach der Küche und schleppte bald eine große Schüssel mit Wasser herein. In seinem Eifer begoß er sich dabei von oben bis unten. Nun war er noch nasser. Darüber lachte er wie

ein Clown. Die Mutter mußte schließlich mitlachen. Während sie ihn abwischte, gab er ihr ein etwas unanständiges Rätsel auf. Die Schüssel mit Wasser hatte er auf den Tisch gestellt. Die Mutter sollte gleich erfahren, was er damit vorhatte.

Er kam mit einem grünen Pappkästchen an, darinnen lagen bunte Lichtstümpfchen vom vergangenen Weihnachtsfest. Aus der Tasche brachte er zwei leere Walnußschalenhälften zum Vorschein. Mit wichtiger Miene befestigte er ein rotes und ein blaues Lichtendchen in den beiden Walnußschalen. Als Schiffchen wurden sie aufs Wasser gesetzt. Die Lichter wurden angezündet. Mit einem Lineal setzte Paul das Wasser der Schüssel in flutende Bewegung. Nun schwammen die leuchtenden kleinen Boote im Kreise umher — beladen mit quälenden Erinnerungen an das vergangene Weihnachtsfest.

„Paß auf!" sprach Paul zur Mutter. „Dieses Schiff mit dem roten Licht ist der Vater, das mit dem blauen ein Russe. Stoßen sie zusammen, so wird er verwundet. Stoßen sie nicht zusammen, so geht es ihm gut. Und das Weinen ist überflüssig."

Die Schiffchen segelten weit voneinander. Die Spiegelbilder ihrer Kerzen brannten rosig in der Tiefe des Wassers. Die Schiffchen stießen nicht zusammen. „Es geht ihm gut!" jauchzte Paul. Dabei stieß er in seiner Wildheit heftig an die Schüssel, das rote Licht neigte sich, kippte mit der Nußschale um und erlosch. Paul wurde geisterbleich. „O Gott!" stammelte er entsetzt. „Vielleicht fiel er jetzt!" Die Mutter bedeckte das Gesicht mit der Hand. Ein Schluchzen vibrierte aus ihrem Inneren empor. Der Junge sah verstört umher. Womit tröstete er sie nun gleich über seine Ungeschicklichkeit? „Ich mache ein Ge-

dicht auf ihn, wenn er gefallen ist," lispelte er zart. Nun weinte die Mutter gar. Vergebens bemühte sich Paul, das rote Lichtstümpfchen rasch wieder anzuzünden. Es wollte nicht brennen, da es naß geworden war. Es knisterte und prustete und spie die Flamme von sich. „Ganz entschieden, er ist tot," dachte Paul bekümmert. Mit etwas zitternden Fingern befestigte er ein grünes Lichtchen an Stelle des roten in der Walnußschale. „Kippt auch dieses um," sagte er aus guter Absicht heraus, „so ist er nicht tot, so ist er bloß in Gefangenschaft geraten." Er wollte den grünen Mastbaum schon heimlich zum Kippen bringen.

Als Paul das Wort „Gefangenschaft" ausgesprochen hatte, sah ihn die Mutter entsetzt an. „In Gefangenschaft geraten?" wiederholte sie mit versagender Stimme. „Schweig still!" schrie sie zornig. „Du bist gräßlich!"

„Wieso?" flüsterte Paul naiv. Er wollte zerstreuen, er wollte trösten, alles war so gut gemeint — nun war er gräßlich! „Oder: sagen wir dann," lispelte er, „kippt es wieder um, so ist er bloß verwundet." Die Mutter erhob sich still und ging hinaus. Paul seufzte tief ins Wasser hinein; unwirsch schlug er mit der Hand in die Schüssel. Die Schiffchen flogen elfenhaft leicht über das helle Wasser; sie drehten sich und tanzten. Die goldenen Reflexe der Flämmchen huschten spielerisch über Pauls kleines neunjähriges Gesicht. Mit einem winzigen Krach stießen die Orakelschiffchen zusammen. Das blaue Licht schwankte und erlosch. „Der Russe ist gefallen!" triumphierte Paul. Von dem andern kleinen Fahrzeug löste sich links ein Splitterchen ab. Freudestrahlend stürzte Paul der Mutter nach. „Er hat nur den linken Oberarm verloren!" verkündete er glückselig.

Die Mutter stand am Schlafstubenfenster und starrte in

die Dunkelheit. Sie sah sie und sah sie auch wieder nicht. Eigentlich sah sie das Drama, das sie jüngst im Kinematographen-Theater erschüttert hatte: „Nach Sibirien verbannt.“ Bild für Bild ging der Film noch einmal an ihr vorbei. Das eine, ach, das eine Bild, das konnte sie gar nicht loswerden —: Ein finsterer Tannenwald, von einem himmelhohen Schneegebirge überschattet. Der Mond schien auf den Weg im Wald; so grün und so traurig. Faulem Wasser glich sein Licht auf den starren Tannenstämmen, an denen, wie Schädel, Schneeklumpen hingen. In der häßlichen Kleidung der Verbannten schritten hagere Männer den Weg entlang, jeder einen wippenden Baumstamm auf der Schulter. Sie wankten unter ihrer schweren Last, und der Mond beschien das so grausam mit seinem traurigen Licht. Rechts und links vom Weg stand ein Aufseher, die Knute erhoben in der Hand. Wehe dem, der nicht weiter konnte! Ganz deutlich sah die Frau ihren Mann in der wankenden, grauen, mondbeschienenen Reihe gehen.

Pauls Erscheinen erinnerte sie daran, daß es Zeit war, ans Abendbrot zu denken. Mühsam erinnerte sie sich an die alltäglichen Gewohnheiten. Sie gab ihm Geld zu ein paar kleinen Besorgungen, die er noch machen sollte. Wie erlöst sprang Paul die Treppen herunter.

Nachdenklich sah er zum Himmel auf. Ein kalter Wind rüttelte an dem bleigrauen Gewölbe. Dem Jungen hätte das Wetter nichts ausgemacht, wenn er trockener bekleidet gewesen wäre. „Immer weint sie,“ brummte er frierend. „Sie hätte mir lieber eine andere Jacke anziehen können.“ Ein Kreuzauto glitt langsam im Nebel an ihm vorbei. Bis jetzt war Paul kalt gewesen, nun wurde ihm auf einmal heiß. „In dem liegt der Vater,“ sprach eine Stimme

zu ihm. Ohne sich zu besinnen, lief er dem Wagen nach.

Es ging durch winklige dunkle Straßen, die der Krieg verödet hatte. Anfangs waren sie Paul bekannt, doch mit der Zeit kamen ganz fremde. Er wollte umkehren; aber er fand nicht die Energie dazu. Er wollte der Mutter so gern einen Gruß vom Vater bringen.

Das Auto hielt vor einem braunen Haus von lange veralteter Bauart. Wie ein mittelalterlicher Schiffsrumpf sah es aus, mit einem Block Kabinen auf dem hohen Verdeck. Nur der Mastbaum fehlte. Paul beschleunigte seine Schritte. An dem dunklen Parterrefenster eines ärmlichen Hauses saß ein Junge von idiotenhafter Häßlichkeit. Das alte Gesicht an die Scheibe gedrückt, zeigte er jedem, der vorüberging, fletschend die Zähne. Paul tat, ihn erblickend, vor Überraschung einen schiefen Sprung. Rasch wollte er weiterlaufen; trotzdem blieb er stehen. Der unheimliche Junge hob gereizt die Hände in die Höhe. Eine Hand fehlte ihm. Die hatten ihm die Kosaken vor der Flucht aus seinem Heimatsorte abgehauen. Wie ein boshaftes Gespenst der Kriegsgrausamkeit zeigte er durch die dunkle Scheibe seine Verstümmelung. Mit fieberroten Wangen stand Paul wie angenagelt vor dem Fenster.

Das Kreuzauto hustete wie eine erkältete Dogge und fuhr rasch davon. Paul glaubte, ihn rührte der Schlag. Nun hatte er das wichtigste versäumt; die Verwundeten waren ins Haus getragen. Er rannte und stellte sich vor das Lazarett und bemühte sich, durch die Fenster zu sehen. Es war nichts zu erspähen; dunkle Holzladen verschlossen sie von innen. Im halboffenen Flur leuchtete eine rötliche Lampe. Im übrigen verschlossene Dunkelheit. Die Schiffsform des Hauses fiel auch dem Jungen auf. Im

Anschluß daran dachte er an seine Orakelschiffchen. In seinem fiebernden Kopf entstand eine dunkle Verbindung zwischen dem Nußschalenboot mit dem roten Licht, das den Vater vorgestellt hatte, und dem schiffsähnlichen Haus mit der rotleuchtenden Lampe. „Ich möchte schwören," stotterte er in sich hinein, „daß hier der Vater ist."

Mit klopfendem Herzen stieg er leise die graue Treppe zum Flur in die Höhe. Erst steckte er seine kurze Nase durch die Türöffnung, dann huschte er hinein. Große Türen rechts und links und dahinter Leben und Bewegung; die Verwundeten wurden untergebracht. Paul wartete noch erst eine Weile. Alsbald öffnete er die nächste Tür und klemmte sich lautlos hinein. Ein mürrischer Krankenpfleger trat ihm in den Weg und fragte nach seinem Begehren. Noch ehe der Mann darauf reagieren konnte, war Paul an ihm vorbeigeschlüpft. Schon wippte er durch die nächste Tür. Mit großer Heftigkeit rannte er dabei einer Schwester in die Arme. „Hoho!" rief sie als ein heiterer Mensch. „Wo wollen wir denn hin? Jetzt ist keine Besuchszeit." „Ich will zum Vater," schluchzte Paul.

Wie er hieße, der Vater? Paul nannte den Namen und die Charge und das Regiment des Vaters. In der Tat gab es hier einen solchen Verwundeten, seit heute früh. Es war ein Wunder; aber Paul überraschte es ganz und gar nicht. Zwei Schwestern mußten ihn halten, damit er nicht suchen stürzte. Zu dritt standen sie so am Eingang eines kleinen Saals, in dem sich ein Bett neben dem andern befand. Die Augen geschlossen und die Gesichter voll Müdigkeit, träumten die stillen Kriegsverwundeten hier ihre Schlachtenträume. Die Uhr war ein Viertel auf neun. Und wie an jedem Abend um diese Zeit begannen die Kirchenglocken zu läuten. So tief klangen die Glocken durch

6*

die dicken Mauern des Saals, so fern und so fromm. So fern, als ob der alte Schiffsrumpf auf dem Grund des Meeres lag, und die Klänge der Glocken durch Wasser mußten. Verwundete, die viel Blut eingebüßt, hatten auch die Empfindung des Schaukelns in ihren Betten. Wie in Abrahams Schoß schaukelten sie durch schattenhafte Träume in dem tiefen Frieden des alten Hauses. Am großen Ofen summte noch eine Winterfliege ein Sommerlied.

Was Paul am meisten ergriff, war zweifellos der Karbolgeruch. Lammfromm davon geworden, ließ er sich von den Schwestern hinausführen. Morgen sollte er mit seiner Mutter wiederkommen, dann würden sie den Vater begrüßen können. Paul wollte so gern die Art seiner Verwundung wissen. Ob es nicht der linke Oberarm sei? Die freundliche Schwester schüttelte den Kopf. „Morgen," sagte sie. Und Schwester Anastasia sollte ihn nach Hause bringen, da es ihm entschlüpft war, daß er den Weg nicht wußte.

Anastasia war nur Kriegs-Krankenschwester. In Friedenszeiten führte sie ihrem Bruder die Wirtschaft. Sechsunddreißig Jahre alt und voll guten Willens bis zum Rand, war sie dennoch zu romantisch für den Krankendienst. Den verlaufenen Jungen nach Hause zu bringen, das schien einmal eine passende Aufgabe für die lyrische Anastasia.

Sie gürtete ihre hohe Figur mit einem flotten Schwesternmantel, dann nahm sie „Paulchen" huldvoll an die Hand. Eine Weile gingen sie schweigend fürbaß. Anastasia bereitete im stillen eine kleine Ansprache an „diesen augenscheinlich etwas verwahrlosten Jungen" vor. Und zwar sollten ihm nicht nur gute Vermahnungen zuteil werden, er sollte auch in geziemender Weise auf die Größe der Zeit hingewiesen werden. Das vor allem. Sie hielt das für ihre feinste Pflicht.

„Müssen wir nicht jubeln," begann sie ganz piano, „daß es uns vergönnt ist, alt wie jung —" („Nein, wir müssen rennen," rief Paul ungeduldig dazwischen. „Damit wir rasch zur Mutter kommen.") Die Frechheit einfach überhörend, fuhr Anastasia noch getragener fort: „Daß es uns vergönnt ist, eine so gewaltige Zeit erleben zu dürfen? Erfüllt es dich nicht auch bereits mit Stolz, mein lieber Junge?" Paul packte sie am Mantel und schrie: „Du gehst zu langsam! Die Mutter — sie denkt noch, ich bin verunglückt —!"

Anastasia beschleunigte ihre Schritte, vergaß aber nicht ihre „feinste Pflicht", obgleich sie vor tauben Ohren sprach. Denn es ist wirklich noch leichter, von Lastern zu lassen als von Tugenden. Paul rüttelte wie ein Gefangener an ihrer Hand. Nun wußte er schon, wo es nach Hause ging. Sich stotternd losreißend, verschwand er in hohen Sätzen um die nächste Ecke. Anastasia sah ihm mit offenem Munde nach.

Der Wind blies immer heftiger. Die so naß gewesenen Straßen leuchteten in einer grauen Trockenheit. Der unsichtbare Mond erfüllte den bezogenen Himmel mit grünlichgelbem Licht. Klanglos fuhren die Kreuzautos durch die verödeten Straßen, und die leinenen Gardinen der Wagen blähten sich mit ihren großen blutroten Kreuzen. Ähnlich einem Leichenzug, kamen neue Flüchtlingsscharen vom Bahnhof her. Wie eine Herde hasteten sie, von einem Schutzmann geführt, vorüber. Hier durften sie nicht bleiben, weil die Stadt Festung war, und zu Hause hatten sie nicht bleiben dürfen, um nicht den russischen Horden in die Hände zu geraten. Wohin? Weiter! Dem Zug voran schritten drei Frauen mit wirrem weißem Haar, auf den dunklen mageren Gesichtern den Ausdruck einer furienhaft

wilden Verbitterung. Schon zum drittenmal hatte sie der Feind von Haus und Hof vertrieben. Und jedesmal fanden sie zu Hause weniger wieder, wenn sie überhaupt noch etwas wiederfanden. Aussätzigen gleich, zogen sie stumm und verstört mit gesenkten Köpfen, auch vom Wind getrieben, um die Straßenecke. So ziehen in traurigen Träumen lang Verstorbene vorüber.

Schon war die Straße wie leergefegt. An einen grauen Kanal, an eine graue Rinne erinnernd, die man durch ein hohes Steinplateau gegraben, schien sie tot zu sein. Der Mond stach durch die Wolken. Ein breites, blankes, krummes Messer kam zum Vorschein. So sah er aus. Das Messer blänkerte über der grauen Rinne, in der nur die Wagen mit den großen roten Kreuzen fuhren. Hinter ihnen tauchte, marionettenhaft, ein blauer Soldatenzug auf. Über dem festen Tritt der klirrenden Stiefel erhob sich wie eine helle Woge das Lied von der „Wacht am Rhein". Die Wagen mit den stillen Verwundeten vor Augen, sangen sich die frischen Rekruten ihr Bangen vom Herzen im Messerlicht des Mondes. Oder sangen sie den wunden Kriegern zu Ehren? Keine Ehrung konnte ergreifender sein.

Der Masurische Fischzug

Ein immer greller werdender Himmel überdachte das blutgetränkte Schlachtgelände von Tannenberg. Seit drei Uhr morgens brüllten schon wieder die Kanonen. Der räuberische russische Wolf war in die Enge geraten. Umzingelt keuchte er sich seit Tagen zwischen den Seen und Sumpfwiesen Masurens zu Tode. Sein Blut verspritzend raste das ratlose Russenheer über das hüglige Gelände. In der Ferne schimmerte grünlich ein langer Höhenzug, hinter dem man sich Deckung vor dem Todfeuer der Feinde versprach. Grauenhaft knirschten die Knochen, wenn die jagenden Kanonenwagen über Kadaver fuhren. Durch große Blutlachen ging es unaufhaltsam jenem langen grünlichen Höhenzug entgegen. Von den Siegern gedrängt, versank die fliehende Artillerie auf einer Riesenwiese. Das dünne Gras, auf Sumpf gewachsen, verschwand unter den Rädern der Wagen. Hohl gurgelnd schluckte der Sumpf die schweren Bissen. Mit wildem Schreien um sich schlagend, versanken die Pferde im trügerischen Grün. Fettige schwarze Wasserlachen bedeckten plötzlich die Wiese. Langsam senkten sich die schweren Kanonenwagen ins Grab. Der braune Morast sprenkelte sich rot vom Blut der Verwundeten. Wer noch laufen konnte, ließ Wagen und Pferde im Stich und raste der Höhe entgegen, hinter der jeder Deckung zu finden hoffte. Die Sieger drängten von allen Seiten. Selbst der Höhenzug war seitwärts von ihnen besetzt. Auf eigenen und auf Pferdebeinen schoß alles, was russisch war, der Höhe entgegen, die so hilfreich im Sonnenschein lockte. Nur hinauf! hinauf!

Als die ersten Reiter oben angelangt waren, ging ein Schrei des Entsetzens durch ihre Reihen. Die vordersten drehten sich wie irrsinnig im Sattel. Aber der ganze gewaltige Troß der Fliehenden drängte nach — schon waren die vordersten verschwunden. Wieder ging ein Entsetzensschrei durch die Reihen der auf der Höhe Angelangten. Die vordersten drehten sich wie irrsinnig im Sattel. Aber der ganze gewaltige Russentroß drängte unaufhaltsam nach — wieder waren die vordersten verschwunden. Die nächsten schrien. Was war es, das alle so entsetzte?

Steil senkte sich der Höhenzug vor den Augen der oben Angelangten, häuserhoch, zu einem gewaltigen See hinab, aus dessen blankem Maul Stacheldrähte starrten. Vor ihnen der Abgrund über dem See, hinter ihnen die Feinde. Seitlich auf der Höhe granatenspeiende Geschütze. Und vorwärts mußten sie, von Tausenden und Tausenden gedrängt. Ein langer gellender Schrei, dann kamen die nächsten heran. Schon waren auch sie vom Abgrund verschlungen.

So ging es endlos in grauenhafter Einförmigkeit. Das Wasser des Sees barst mit dumpfem Knallen um das stürzende Heer. Die Lüfte flohen mit schrillem Geheul vor den Granatenvögeln. „Wui—wui—wui ...“ schrien die eisernen Vogelschnäbel. Mit einem plumpen, täppischen „Watsch“ barsten die Untiere auf, alles um sich in Fetzen reißend. Neue kamen. „Wui—wui ...“ Noch lauter schreiend sauste das Russenheer die steilen Schluchten hinab. Noch lauter schrien die Ertrinkenden im See. Die Schluchten waren hier und dort mit Bäumen besetzt. Ein russischer Oberst blieb mit seinem Pferd in einer breiten Birkenkrone hängen. Das Pferd mit gebrochenem Genick, der Reiter unversehrt. Sich an den Ästen haltend, starrte

er mit blutunterlaufenen Augen die Höhe hinauf, von der jeden Augenblick, irgendwo, sein Sohn heruntersausen mußte. „Nicht hier! Nicht hier! Nicht hier, Mischa!" brüllte er, doch kein Ton entrang sich seiner zugeschnürten Kehle. Das orkanhafte Geschrei der Todesreiter verschlang auch jeden andern Laut. Ohne Unterbrechung ging der Wettritt zur Hölle die steile Höhe hinab, Bäume und Sträucher abrasierend. Mit scharlachroten Wunden trugen die Pferde ihre versteinten Reiter in den See hinein. Manches Pferd stellte sich, mitschreiend, steil in die Höhe, ehe es den Sprung antrat. Aber Tausende und Tausende drängten unaufhörlich nach. Kopfüber ging es ins Wasser hinunter. Wie ein Niagara stürzte sich die Narew-Armee von dem Höhenzug in den masurischen See. Das schneidende Gebrüll des Menschenfalls überstieg jedes irdische Maß. Dem Hörer zerriß es das Ohr und das Herz. Wer's hörte, wird es nie vergessen.

Unten angelangt, warfen Unversehrte die Kleider ab und schwammen nackt durch den See. Unzählige ertranken dabei vor Erschöpfung zwischen den Drähten. Bekleidete Schwimmer wurden von ihren schweren Uniformen und Stiefeln auf den weißen Grund des Sees gezerrt. Tausende trafen die Kugeln der preußischen Artillerie auf dem Höhenzug. Die Mannschaft dort hörte das furchtbare Notgeschrei, trotz der Länge des Sees, trotz des Getöses ihrer Geschütze. Mancher glaubte den Verstand zu verlieren. Die Entsetzten schossen wie die Wilden, um dem grausigen Todeskampf im Wasser ein Ende zu machen. Einer von ihnen rief: „Betet! Betet! Gott hält Gericht!" Zwei große Geschreie wüteten gegeneinander: das Russengekreische und das Granatengeheul. Das dumpfe Hurra der Sieger vermischte sich höllisch mit beiden.

Das Wasser des großen Sees, das so blau den Himmel spiegelte, wurde schwarz. Weiß schäumend brodelte und zischte es um blutige Köpfe und zerbrochene Glieder. In seine weichen Arme nahm es immerzu Lebendige und Tote. Die schaumgekrönte schwarze Wasserfläche bedeckte sich bunt mit Leichen. Immer wieder tauchten mutige Schwimmer unter Dutzenden von Toten auf, die überall im Wege waren. Unbeschreiblich waren ihre Kämpfe mit den Ertrinkenden. Mit blutbedecktem Gesicht schwamm einer, der nicht mehr sehen konnte, in falscher Richtung. Ein ganzes Feld nackter Arme reckte sich streckenweise, unheimlichen Wasserpflanzen gleich, aus dem trüben See. Köpfe mit irren Augen tauchten, Umschau haltend, auf und sanken stumm in die Tiefe zurück. Und immer noch sauste das fliehende Heer die steile Wand hinab.

Die Nachdrängenden wurden durch das furchtbare Schreien der oben Angelangten halb toll gemacht. Zurück konnten sie nicht, da ihnen die Sieger im Rücken waren. Sie mußten vorwärts, sie mußten. Hinter der Höhe, so schien es ihnen, war eine riesenhafte Maschine im Gang, vor deren Messern und Rädern es kein Entrinnen gab. Darum schrien die Ihren so sehr. Mancher sah schon ein himmelhohes Gerüst hinter der Höhe, mit monströsen Bajonetten besetzt, die Hunderte zugleich durchbohrten. O wie plätscherte dort das Blut! „Weiter nichts als Wasser?!" rief einer dann, ein dürrer fahler Reiter, und ritt mit einem furchtbaren Gelächter in den Abgrund hinein. Operettenmelodien summend, schlotterten Fußsoldaten zum Tode. Wie Steine stürzten sie hinab.

Lächelnd wie immer erklomm die Augustsonne den Gipfel des Himmelsgewölbes. Keine Wolke verhüllte den Sterbenden, schonungsvoll, den Glanz des mitleidslosen Gestirns.

Die ganze Breitseite des Sees war eine Sterbekammer. Der Tod hatte einen großen Tag. Grinsend und grauenvoll stand er am See und heimste einen riesigen Fischzug ein.

Wer durch Abgrund und Wasser und Kugelregen das andere Ufer erreichte, wurde dort gefangen genommen. Vor Scham und Erschöpfung schaudernd, ließen sich die nackten Schwimmer willenlos gefangen nehmen. Von der Angst vertiert, krochen nackte, blutende Soldaten wimmernd im Sand herum. Wenn es noch Abend gewesen wäre — ! Es war Mittag. Ein Mittag von großem Glanz. Lächelnd wie immer beschien die Sonne das Schreckensende der Narew-Armee.

Aber auch dieser Tag verging und der Abend kam. Noch gab es hier und dort Gefechte, denn der gewaltige Körper des Russenheers hatte noch sehr lebendige Teile. Doch schon drang die Kunde von dem Untergang der Narew-Armee in Dörfer und Städte, soweit sie nicht verlassen und vernichtet oder noch vom Feind besetzt waren. Noch klirrten in Ostpreußen die Fenster vom Dröhnen der Geschütze, doch schon begann der Siegesjubel hier und dort. Mancher kniete sich auf offener Straße nieder und sprach laut ein Dankgebet. Todfeinde reichten sich plötzlich die Hände und umarmten sich. In den Augen der meisten war die Seekatastrophe ein Gottesgericht. In manchem Dorf riefen die Eltern schon ihre Töchter aus den Verstecken. Tagelang hatten sie die Mädchen auf den Böden versteckt gehalten vor der Grausamkeit der Kosaken. Bleich und gealtert kamen sie jetzt zum Vorschein und wurden langsam wieder jung. In einer kleinen Stadt ging ein Buckliger mit einer Handharmonika von Haus zu Haus und lockte die Jugend mit. „Ich bin ein Preuße," sang sein Instrument, und wer es hörte, sang es mit. Mit einem langen Schweif singender

Kinder zog er beim Leuchten des Mondes bis zum nahen nächsten Dorf, um den Dörflern die frohe Kunde zu überbringen. Vor dem Haus des Bauern, der zehn Söhne im Krieg hatte, wurde haltgemacht und „Hurra“ geschrien. Der Bucklige fuchtelte mit seinem großen blutroten Taschentuch durch die Luft und schrie so lange hurra, bis er bald auseinandersprang. In seinem Freudenrausch ergriff er eine Katze und würgte sie mit seinen heißen Händen. „So geht es allen Kosaken, die zu uns kommen!“ schrie er wie besessen. Der Bauer warf ihm gelassen einen Taler zu.

Im stillen Bleichgarten saßen seine Töchter auf einer Bank und sangen versunken ein Liebeslied. Jede dachte an ihren Schatz im Krieg und an die große Schlacht, die schon seit Tagen tobte. Leise sanken die kleinen Blätter der krüppeligen Pflaumenbäume im Garten ins Gras. Weiß schien der Mond auf die bleichen Gesichter der Singenden. Ihre Stimmen erhoben sich nicht über die Kronen der niedrigen Bäume; die Angst schnürte ihnen den Hals zusammen. Regungslos starrten die Mädchen in die Baumkronen hinein. Jede sah das Gesicht ihres Liebsten zwischen den knorrigen Ästen. Bleich schien der Mond durch das Gezweig. Bleich waren die Gesichter ihrer Liebsten. Mit purpurnen Wunden sahen sie ihre Soldaten auf dem Schlachtfeld liegen. Oder sie sahen sie, mit Blumen auf der Brust und auf dem Helm, über die Hügel heimwärts reiten. Ein kalter Luftzug kam über die Bleichwiese, auf der zur Nacht Laken ausgebreitet waren. Jedes der Mädchen sah ein Gesicht zwischen den knorrigen Ästen der Bäume. Da kam der kalte Luftzug über die nassen Laken gestrichen, und mit einem langen Seufzer schienen die Gesichter zwischen den wispernden Pflaumenblättern zu verschwinden. Ein Raubvogel flog schweigend durch die Abend-

stille. Vielleicht hatte er eine Witterung von jenem großen See, in dem sich im Mondschein die Leichen wiegten; von jener großen gefährlichen Wiese, die noch immer gurgelte und schluckte.

Nach dem Bleichgarten ging das Fenster der Webekammer. Zwischen den geweißten Wänden des schattenerfüllten Raumes befand sich nichts als der Webestuhl. In einem Winkel war ein Ofen, so modergrünlich wie die kleinen Scheiben des Fensters. Sonst stand der Webeschemel vor dem Webestuhl, jetzt stand er am Fenster und darauf saß steif und starr unter der kleinen steif und starren Gardine die Bäuerin und hörte kaum das Hurra auf der Straße. Nach der schwermütigen Melodie des Liedes ihrer Töchter den Kopf wiegend, dachte sie voll Bangen an ihren liebsten Sohn im Felde und an die große Schlacht, die schon seit Tagen tobte. Hinter ihrem Rücken, kam es ihr vor, stand nicht der Webestuhl, es war eine Bahre, und darauf lag erschossen ihr liebster Sohn. Die ältesten sah sie schon mit bärtigen Wangen wiederkehren, doch niemals sah sie so den jüngsten. Wo sie ging und stand, sah sie ihn mit gebrochenen Augen auf der Totenbahre liegen. Die Bäuerin wagte sich nicht in der grau werdenden Kammer umzublicken. Ihr war so bang, so bang. Sich mit knirschenden Zähnen nach dem Lied der Töchter wiegend, bat sie Gott um Ergebenheit.

Der Abend goß seine Dunkelheit in alle Kammern und seine Traurigkeit in alle bangen Herzen. Auch die große Totenkammer, in die sich das Russenheer hineingebettet hatte, färbte sich grau. Erst als der Mond über die finstern Wälder gesegelt kam, füllte sie sich langsam mit einer geisterhaften Silberbeleuchtung. Hier schwammen sie nun, die Söhne eines fremden Landes, und ihre Mütter saßen

vielleicht daheim in dämmrigen Kammern und sahen sie niemals heimwärts reiten, sahen sie immer nur auf Totenbahren liegen. Mit müden Gesichtern schaukelten die nackten Leichen in den kleinen Silberwellen oder sie schliefen angekleidet in der Tiefe bei den Fischen. Oder sie lagen, die Gesichter nach unten gekehrt, als ob sie etwas suchten. Pferde- und Menschenköpfe schwammen friedlich nebeneinander. Das Wasser glättete ihnen die Haare. Es glättete auch bei mancher Leiche den Mund. Wo sie zu Haufen trieben, erinnerten sie kaum noch an Menschen und Pferde. Das Leben war fort. Sie glichen leer gewordenen Hüllen, die, ihres Inhalts beraubt, wertlos im Wasser trieben. Alles Schreien war verstummt. Nun konnte man wieder die kleinen Wellen plätschern hören. Es war noch immer dasselbe eintönige Lied, wie seit Hunderten von Jahren. Bei diesen selben Tönen hatte schon ein deutsches Ordensheer erschlagen im See geschaukelt. Wie damals leuchtete derselbe kalte Mond in die erloschenen Augen hinein.

Die Nacht löste den Abend ab. Bei einem verlassenen Dorf entbrannte der letzte Kampf zwischen den Siegern und den Resten der Narew-Armee. Die deutschen Soldaten waren gerade dabei, im Dunkeln einen Schützengraben auszuheben, auf die Meldung hin, daß feindliche Truppen im Anmarsch seien, da kamen auch schon die russischen Kugeln geflogen. Nun ging die Arbeit wie der Wind, stand doch der Tod mit der Hetzpeitsche dabei; es ging ums Leben. Grauenvoll war das schweigende, wütende Graben im unsichtbaren Kugelregen in der schwarzen Stille der Nacht. Fieberhaft eilig grub sich so mancher sein eigenes Grab. Mond und Sterne waren verschwunden. Es war furchtbar dunkel. Die Erde schrie in rauhen Tönen unter den wilden Stichen der Spaten.

Feurig flammte es in der Ferne auf, als die großen feindlichen Geschütze zu sprechen begannen. Die großen kommen mit Glanz. Leuchtend und glühend rauschten sie feierlich daher. Wieder und wieder floß die Nacht, schwarzen Gewässern gleich, über die Flammen und löschte sie aus. Durch die zähe Dunkelheit kam ein breiter weißer Wurm gekrochen — der Lichtstrahl eines russischen Scheinwerfers. Er suchte den deutschen Schützengraben. Wie ein Blinder ging er tastend über die herbstlichen Felder. Wie ein Schwert stach er weit und breit in die Hügel hinein. Der Herzschlag der deutschen Mannschaft schien zu verstummen, wenn sich das weiße Schwert dem Schützengraben näherte. Fertig war er, jetzt konnte der tragische Tanz beginnen. „Uhuuh, uhuuh . . .“ schrie der Totenvogel im verlassenen Dorf.

Immer heller flammten die Blitze der russischen Geschosse durch die feuchte Nacht. „Wui . . . wui . . .“ das alte, wilde, eiserne Lied. Die deutsche Artillerie ließ ihre Kanonen dasselbe singen. Hohe Erdsäulen erhoben sich wie dunkle Springbrunnenstrahlen zum Himmel, wo die berstenden Granaten die Erde zerrissen. Dunkle Säulen in dunkler Nacht. Auf den Kugeln reitend, flog der Tod im Finstern hin und her. Als wäre es sein Wagen, so ratterten hüben und drüben die Maschinengewehre. Raketen stiegen auf, Licht verbreitend und den Himmel unter Zischen mit Silber besprengend. Die platzenden Schrapnells beklecksten die Wolken mit rotgoldenen Sternen. Wieder kam der feindliche weiße Lichtwurm, totenstill suchend, über die herbstlichen Felder und näherte sich dem deutschen Schützengraben. Alle Herzen hielten an. Aber er fand ihn nicht. Er ging viel zu hoch. Er streifte auch nicht die Artillerie, die, hochgestaffelt, dahinter lag. Es war eine bange Nacht.

Stundenlang ritt der Tod im Finstern auf den Kugeln hin und her.

Ganz dünn begann dann der Morgen zu dämmern. Es sah aus, als hebe sich langsam eine graue Aschenschicht von allen Dingen. In zitternder Spannung erwarteten die Deutschen das Licht. Was würde der Morgen bringen? Immer mehr wälzten sich die Aschenschichten der Nacht von der Erde. Das Schießen der Feinde nahm langsam ab. Jetzt war es verstummt. In der grauen Stille der gehenden Nacht erhob sich zugleich mit der weichenden Finsternis ein machtvoller russischer Chorgesang. Slawisch und feierlich tönte das Vaterunser über die erwachenden Bäume. Die deutschen Soldaten sahen sich mit großen Augen an. Sie konnten ja nicht verstehen, was die Russen sangen; aber es ergriff sie trotzdem. Lautlos erhob sich in jedem ein heißes Gebet. Die aufgehende Sonne zündete rosenfarben die Nebel an.

Als die russische Nationalhymne schreiend laut durch die Felder klang, packten die Deutschen das Bajonett. Alle glaubten, daß sich der Feind mit diesem Lied zum Sturme rüstete. Niemand ahnte, daß die Verzweiflung so sang. „Seitengewehr pflanzt auf!" tönte es durch den Schützengraben. Jeder stand des Kommenden gewärtig.

Nun? Nun? Nun?

Nichts. Es blieb ganz ruhig nach dem Lied. Die Russen kamen nicht. Nur ihre Maschinengewehre begannen aufs neue die Arbeit.

Wieder flogen die Kugeln tötend hin und her. Wieder zischten die glühenden eisernen Vögel. Aber nicht lange. Im fahlen Frühlicht wimmelte es in Scharen zum deutschen Schützengraben heran, mit weißen Fähnchen. Die Russen ergaben sich fahl und erschöpft am fahlen Morgen. Re-

gungslos standen sie erst in der Ferne, die Arme hoch zum Himmel erhoben, als beteten sie, dann kamen sie, weiße Lappen schwingend, angelaufen und ergaben sich wortlos. Nur ein armseliger Rest der zertrümmerten großen Armee entkam.

Aus der blauen Totenkammer des Sees wurden die Leichen wie Fische gezogen. Hoch beladene Totenkähne fuhren im Sonnenschein zu den Ufern. Überall und überall schliefen tote Soldaten. In einem alten Gewächshaus, das ohne Eingang in der Erde zu verschwinden schien, das so aussah, als ob es schon seit vielen Jahren von den Menschen vergessen war, selbst hier fand man Leichen. Russische Verwundete, die in dem verfallenen Gemäuer — bis auf einen — gestorben waren. Sie lagen auf den verfaulten Blumenetageren, die glasigen Augen auf die schmutzstarrenden Scheiben des vielmals zerschlagenen Glasdaches gerichtet. Totenstille. Nur ein leises unheimliches Tropfen. Aus der schlecht verbundenen Wunde des Sterbenden tropfte es mit unheimlicher Eiligkeit. Das Leben machte sich wie auf kleinen roten Füßen hurtig davon. Matt ging die Herzensuhr. Mit einem Ruck blieb sie stehen. Die Sonne stemmte sich funkelnd auf das schmutzige, zerschlagene Glasdach. Hochsommerheiß beschien sie die grauen Gesichter hinter den lockeren Scherben.

Auf den vielen Kampffeldern der tagelangen Schlacht sehnten sich die Toten nach der Erde. Viele Hände hatten vom Morgen bis zum Abend zu tun, um alle zur letzten Ruhe zu betten. Eine düstere Arbeit! Reich und arm, hoch und niedrig verschwand einträchtig im Massengrab. Freund und Feind deckte die Erde desselben Ackers zu. Am Abend wurden die Kreuze errichtet.

Überall läuteten die Glocken, die noch läuten konnten:

7*

„Ostpreußen ist befreit." Bleiche Flüchtlinge packten mit freudebebenden Händen ihre gerettete Habe zusammen, um schon in die Heimat zurückzukehren. Nach Hause! Nach Hause! riefen sie sich zu. Solche, die erst in der Furcht vor einer Flucht gelebt hatten, waren außer sich vor Freude. Mit zärtlichen Augen umfaßten sie jedes Stück ihres Besitzes. Nun gehörte ihnen wieder, was sie schon heimlich preisgegeben hatten. Jedes Stück war nun wie neugeschenkt. Ach, der Reichtum! Wer keinen Toten zu beweinen hatte, der jubelte wie noch nie. Hindenburgs, des Siegers Name, ging von Mund zu Mund. Alle Instrumente spielten nur noch: „Deutschland, Deutschland über alles ..."

In den vielen provisorischen Lazaretten sehnten sich die Verwundeten nach dem Weitertransport. Sanitätszüge gingen ab, um sie zu holen. Es rollte und rollte den Schlachtfeldern zu. Die Sanitätssoldaten sangen. Alle waren begeistert über den großen Sieg. Alle freuten sich, Hilfe bringen zu können. Der erste Zug hielt auf jeder Station, sehr oft sogar auf freiem Feld, da die Strecke mit Militär- und Verwundetenzügen besetzt war. Schon war der Tag verstrichen. Aber noch sangen die Soldaten. Langsam glitt der Zug den ersten Kriegsruinen entgegen. Ein Brandgeruch ging ihnen als Herold voraus. Schwarz stieg es vor den Fenstern auf: im Mondschein, als erste, eine Bahnhofsruine. Die stehengebliebenen Schornsteine glichen den hohen schmalen Sitzen ägyptischer Götter und Könige. Die Sitze standen noch; aber die Götter und Könige schienen herabgestürzt unter den Trümmern zu liegen. Die Soldaten hörten mit Singen auf.

Langsam kroch der Zug an den grotesken Mauerresten verbrannter Gehöfte vorbei. Wo einst Ställe gewesen,

starrten aus leeren Augenhöhlen halbverkohlte Rinderschädel. Die Höfe waren mit Schweineköpfen geziert, die von den Kosaken in getrockneten Blutlachen zurückgelassen worden waren. Soviel tote Köpfe bewachten die toten Gehöfte. Der Mond schien feierlich auf all die Verwüstung und Verwesung. In einer Dachstube, die kein Dach mehr hatte, hing an einem Mauerrest ein Bild. Der Mond beschien „die Grablegung Christi".

Der Mond beleuchtete auch das Innere des Zuges. Kein Licht durfte brennen. Schauerlich langsam ging es vorwärts. Immer, wenn der Zug hielt, hieß es: „Fenstervorhänge vorziehen. Kein Licht machen."

Jetzt hielt er schon wieder auf freiem Feld. Heimlich sah jeder hinaus. Auf einmal zuckten alle zusammen. Schüsse knallten. Nicht einer, nicht zwei; es knallte immerfort. Der Zug schien beschossen zu werden. Sprachlos kauerten sich die Sanitätssoldaten auf dem Boden der Wagen nieder. Einer blieb sitzen. Er konnte nicht anders; er hatte ein Loch in der Brust. Während alle in stummem Entsetzen verharrten, murmelte er unverständliche Worte. Deutlich wurde nur: „Vater, ich rufe dich, brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze ..." Die Kameraden konnten nichts mehr für ihn tun.

Nach seinem Verstummen wurde es auch draußen still. Das Gewehrfeuer verhallte so plötzlich, wie es emporgelodert war. Versprengte Kosaken waren über Feld geflohen, indem sie sich durch Schießen zu decken suchten. Mit Windsbrautschnelle waren sie auf ihren dunklen Pferden vorübergesaust. Mit Windsbrautschnelle schritt das Verhängnis.

Stundenlang stand der Zug auf dem finstern, todumlauerten Feld. Wollte es denn nie mehr Morgen werden?

Es schien eine ewige Nacht. Im endlichen Morgengrauen hoben sich gespensterhaft die aufgedunsenen Kadaver erschossener Pferde aus der Dämmerung. Kriechend ratterte der Zug an ihnen vorbei. Mit wehmütigem Pfeifen verkündete er die nächste Station. Die Ruinen von Pompeji schienen aufzutauchen. Echte Kosakenarbeit. Leise verklang das Rollen der stehenbleibenden Räder.

Ganz verwirrt stürzten die Sanitätssoldaten einen Augenblick ins Freie. Sie drängten sich in den verwüsteten Wartesaal, um bestürzt zurückzuweichen. Der ganze Raum war voll russischer Verwundeter und von einer Luft erfüllt, die wie ein Axthieb wirkte. Niemand wurde hereingelassen. Die Verwundeten litten auch noch an einer ansteckenden Krankheit.

Aus dem Saal wurden verhüllte Bahren getragen. Verhüllte Bahren verschwanden in der halb verbrannten Stadt. Die Sanitätssoldaten drückten die Gesichter an die Scheiben des Zuges und starrten ihnen schweigend nach. Im Grauen eines trüben Herbstmorgens sahen sie ein Bild von unbeschreiblicher Düsterheit. Auf Bahren und auf Handkarren wurden die Toten zur Beerdigung aufs Feld geschafft. Krähen strichen krächzend über die Ruinenstadt. Krähen saßen auf den stehengebliebenen Schornsteinen und spähten mit stechenden Augen zu den Tierleichen hinab. Was huschte dort so schwarz durch die verbrannte Gasse? Arme wie Windmühlenflügel, die sich flatternd über die Ruinen reckten. War es Rauch? Das Phantom der Pest schien schwarz und lautlos durch die Stadt zu schleichen. Trugen die dunkeln Gestalten, die sich so scheu durch die Ruinen schlichen, nicht weiße Binden vor dem Mund? Manchem heißen Auge kam es so vor. Ein hageres altes Weib mit gelbem Kopftuch torkelte zwischen den Trüm-

mern herum. Manchmal hob sie den Stock und stieß eine Flut von Verwünschungen aus. Unter dem Arm trug sie einen geschlachteten Hahn, dessen Blut über ihren Rock floß. Mit dem Stock tastend verschwand sie schluchzend in einer Ruine.

Der Zug konnte nicht vorwärts, da die nächste Eisenbahnbrücke von den Russen in die Luft gesprengt war, und er konnte nicht rückwärts, da sich ein zweiter Zug unterwegs befand. Wieder begann das schweigende Warten. Den Sanitätssoldaten war alle Lust am Singen vergangen. In einem unversehrten Winkel der Bahnhofsanlagen gruben sie dem toten Kameraden ein Grab.

Es war ein stilles buntes Soldatengedränge um die fertige Grube, denn jeder wollte dem Toten als letzte Ehrenbezeigung eine Hand voll Erde ins Grab werfen. Klirrend rauschte der Sand auf ihn nieder. „Von Erde bist du genommen, zu Erde sollst du wieder werden" ... Eine unsichtbare Hand hatte einen Feuersteg auf die Wolken gebaut. Leuchtend ging die Sonne auf. Es war auch eine Sonnenblume, die dem Toten aufs Grab gelegt wurde, die einzige Blume der Bahnhofsanlagen, aber groß wie ein Rad. Wie ein Riesenorden lag sie neben seiner Mütze und leuchtete. Alle Hände winkten, als der Zug langsam rückwärts fuhr. Alle Hände winkten dem Grab mit der Sonnenblume den letzten Abschiedsgruß zu.

Die im Schatten der Nacht gesehenen Verwüstungen enthüllten bei Tageslicht erst ihre ganze Häßlichkeit. Die Sonne schien. Doch schon taten sich gelbgrüne Wetterwolken zusammen, um ihrem Glanz ein Ende zu machen. Matte violette Blitze spielten auf dem finstern Gewölk. Ein Frühgewitter brauste mit hartem Regen über das Grab an der Bahnstation, über das ganze ruinenerfüllte Land. Der

Regen ergoß sich auf den einsamen Zug, der jetzt auf einer anderen Strecke fuhr.

Erst bei Abendröte wurde das Ziel erreicht: eine verlassene Stadt voll deutscher und russischer Verwundeter. Die Einwohnerschaft war vor dem Feind geflohen, der dann die Stadt verwüstet hatte. Nun war auch er geflohen. Fußhoch lag der russische Schmutz auf dem Marktplatz. Keine Fensterscheibe war ganz. Trümmer überall. Feurig spiegelte sich die Abendröte in den Scherben der Schaufensterspiegel. Die Sanitätssoldaten liefen mit Schaufeln und Besen durch die Dämmerung, um wenigstens den gröbsten Schmutz vor der Nacht aus den Quartieren zu schaffen. Einige Flüchtlinge waren schon zurückgekehrt. Als es dunkel wurde, beleuchtete man hier und da die Straße mit einem Lämpchen hinter zerbrochenen Fensterscheiben. Alle Lichtleitungen waren zerstört.

Die alten Gewitterwolken dräuten über den nahen Wäldern. Manchmal fiel dort in blauer Dunkelheit ein Schuß. Die Wälder steckten noch voll Kosaken, die sich dort verkrochen hatten. Besorgt lauschten die Sanitätssoldaten ihren peitschenknallähnlichen Schüssen. Einer von ihnen, ein angehender Mediziner, blieb mit seinem Verbandkasten vor einem Schaufenster stehen. Hinter den zerbrochenen Scheiben hielt den Studenten ein Bild. Aus einem weißen ovalen Gesicht sahen ihn im Halbdunkel die schwarzen Augen einer Dame an. Das Haar und die Dunkelheit umrahmten starr und finster das fremde Gesicht. Kinderblutrote Lippen und eine Wespentaille von derselben Farbe. Die gemalte Schönheit hielt ihre lange weiße und doch nicht ganz saubere Rechte — der Staub! — auf der entblößten Brust. Es war eine Prinzessin, deren weiße Hände und rote Lippen längst vermodert waren. Der

Student blickte seufzend in die starren schwarzen Augen, die ihn so totenleer und wie von einem Berg herab anblickten. Der Sanitätsunteroffizier machte Kehrt. Es war keine Zeit, vor schönen Damen zu stehen, nicht einmal eine Sekunde lang. Die Häuser lagen voll Verwundeter und die Keller voll Toter. Ein Riesenmaß von Arbeit war zu tun. Hastig eilte er weiter. Hier und dort leuchtete ihm ein Lämpchen hinter zerbrochenen Fensterscheiben. Sein Schatten flatterte über geborstene Mauern. Wirr und seltsam wie Opiumträume war alles, was er seit Tagen erlebte. Es war Krieg.

An dem geköpften Eckhaus einer ganz verbrannten Straße klebte noch die Bekanntmachung eines russischen Obersten. Auf dem vom Regen aufgeweichten Papier wurde jedem plündernden Soldaten eine groteske Strafe angedroht. Die schon halb verwischten russischen Buchstaben schleuderten folgende echt asiatische Drohung: „Wen man beim Plündern ertappt, dem wird die Schnauze bis zu den Ohren aufgeschnitten. Nase und Ohren werden ihm abgesäbelt." Das klebte und grinste nun am Eingang einer Trümmerstraße.

Mühsam fand der Unteroffizier den Eingang in das Kino — jetzt ein Lazarett voll verwundeter Russen. Die Bänke waren herausgeschafft. Die Verwundeten lagen auf Stroh auf der Erde. Manche auch nur auf der Erde; es waren gar zu viele. Ein Arzt und eine Schwester waren mit einem Schwerverwundeten beschäftigt. Soeben nahm ihm der Arzt, kopfschüttelnd, einen blutgetränkten falschen Zopf von der Brustwunde. Mit einem konvulsivischen Zucken im Gesicht, das ein Lächeln vorstellen sollte, flüsterte der Russe: „Wollt ich Zopf für Marina." Den hatte er für Marina gestohlen und später in die Brustwunde ge-

stopft. Nach einer halben Stunde war der Russe hinüber. Neben ihm lag wie eine zertretene gelbe Schlange der blutige Zopf für Marina.

Es war halbdunkel im Kino, da nur die kleinen Petroleumlampen an den Wänden brennen konnten. In ziemlichen Abständen hingen sie an den ziegelfarbenen Wänden und leuchteten im Schein rot und grüner Glasglocken. Es herrschte ein verworrenes dunkles Licht in dem langen, kellerähnlichen Raum. Der Arzt gebrauchte seine Taschenlampe.

Was sahen die Augen der Verwundeten, die so gläsern auf die Wand starrten, über die noch vor kurzem die einfältigen Kinodramen gezogen waren? Sie sahen Szenen von Mord und Brand, die sie selbst in den Frieden stiller Dörfer und Städte hineingetragen hatten. Sie sahen den herzzerreißenden Auszug der Ostpreußen: Verzerrte Gesichter, zum Fluch erhobene Arme und ein wildes Durcheinander von Menschen und von Wagen und von Viehherden. Was träumten die Verwundeten, die sich mit lautem Schreien hin und her wälzten? Sie träumten von der Schlacht bei Tannenberg und den masurischen Seen. Mancher sah den langen steilen Höhenzug, der sich wie ein gigantisches Bauwerk vor einem Wasser erhob, vor einem langen tiefen See. In seinen Träumen sah er ihn vorgekragt über dem Seeschlund stehen. Immerfort sah er den Höhenzug, hinter dem das umzingelte Heer Deckung zu finden hoffte und das Ende fand. Von den Siegern gedrängt, kam sie die steile Höhe herabgestürzt, die Narew-Armee — wie ein Wasserfall. Im Sonnenschein nahm das Grausige seinen Lauf, jetzt herrschte Dämmerung. Grau war die steile Wand und grau waren die Soldaten, die kopfüber durch die Luft in den Seeschlund ritten. Geisterhaft klang das

Hurra der Sieger in der Ferne, geisterhaft das wilde Schreien der Todesreiter. In dumpfem Grabeston zischten die Granaten ihr schauriges „Wui ... wui ..." Wie Glocken unter Wasser läutete der Schlachtendonner. Gleich grauem Sand rann die gewaltige Armee vor den Augen eines Sterbenden eine aschgraue Wand hinab in einen aschigen See. Und der See verschlang das verfluchte Heer. Entsetzensschreie, wildes Fluchen, das Gurgeln der Ertrinkenden, ein Wimmern in den höchsten Tönen, ein Schreien, ein Schreien — —! Wer's hörte, wird es nie vergessen. Und dann „Hurra! .. Hurra! .." Und alles ganz weit, ganz fern, geisterhaft leise. Der Tod führte diesen Film vor.

Das Licht im Kino schien noch eher von den weißen Wundverbänden als von den Lämpchen an den Wänden auszugehen. Sie klirrten mehr, als sie leuchteten. Das donnernde Vorbeifahren von Kanonenwagen erschütterte das ganze düstere Haus. Ein siegesfrohes Soldatenlied erklang durch die Nacht. Aus dem finstern Gewölbe des Nachthimmels rauschte schon wieder das Wasser. Knallend ging ein Platzregen nieder. Oder schossen so die Kosaken in den Wäldern? Manchmal leckte eine Feuerzunge in finsterer Ferne empor. Heimliche Krater schienen sich aufgetan zu haben, um teuflisch eine glühende Zunge zu zeigen. Es schien nicht mehr dasselbe Land, das es einst gewesen war. Alles hatte durch den Krieg ein anderes Gesicht bekommen.

Donnernde Kanonenwagen und singende Soldatenzüge durchzogen die stille Stadt die halbe Nacht. Schnarrende Autos flogen vogelhaft rasch vorbei. Ihre weit und weiß strahlenden Stirnlampen durchbohrten die Nacht und den Regen. Das Kino war voll von Stöhnen und Klagen. Eifrig

ging der Tod umher und beruhigte diesen und jenen. Der Sanitätsunteroffizier wankte einen Augenblick hinaus, um frische Luft zu schöpfen. Die Luft da innen war erstickend. Und wenn man schon die dritte Nacht nicht schlief — Er ließ sich den Regen ins Gesicht fallen. Das tat ihm wohl.

„Hooh —! Hooh —!" klang es klagend durch die düstere Straße. So ruft der Wind und so rufen die Treiber von Viehherden. Eine hagere Knabenfigur kam durch den Regen gelaufen. „Hooh —! Hooh —!" rief der junge Mensch. Es war kein Vieh zu sehen; aber der Rufende machte die Gesten dessen, der eine Herde zusammenhalten will. Der Mediziner erkannte, daß er es mit einem Gestörten zu tun hatte. Der Junge tat ihm leid. Wo lief er hin? Es war Nacht, die Stadt verlassen. Ohne sich zu besinnen, lief er ihm nach.

Der Junge war der vierzehnjährige Sohn eines Rittergutsbesitzers. Vor wenigen Tagen floh er mit Vater und Geschwistern und großen Viehherden vor der Narew-Armee. Der Vierzehnjährige hatte sich zu Pferde dem berittenen Inspektor und den Viehtreibern angeschlossen. Hundertfünfzig Kühe und eine Menge Pferde waren zu betreuen. Es war eine Not, das Vieh zusammen zu halten, denn von überall strömten die Flüchtlinge mit ihren Herden heran. Ganz Ostpreußen war auf den Beinen. Wege und Felder wimmelten von Menschen und von Tieren. Zwischen den hohen, kreideweißen Chausseesteinen trabten die braunen und die gelben Pferde und die bunten Rinder in endlosen Zügen. Eine Herde lief in die andere. Tiere verliefen sich, Tiere kamen zu Schaden. Ein Rufen! Ein Brüllen! Der Lärm schien am Himmel widerzuhallen. Die meisten Flüchtlinge waren jetzt nur davon erfüllt: ob man noch mit seinen Herden über den Strom kommen würde, oder ob die Brücke schon

von den Russen in die Luft gesprengt war. Kam man noch glücklich herüber, so entkam man vielleicht noch dem Feind. Diese Möglichkeit beschäftigte am meisten den Vierzehnjährigen. Fieberisch dachte er in einem fort an die Brücke. Glücklich gelangte das Heer der Flüchtlinge bis zur nächsten größeren Stadt. Ihre Einwohnerschaft war schon fort. Die Häuser standen leer.

Wie Wasser staute sich das Vieh in den engen Straßen. Es wurde dunkel. Mit wehenden Fähnchen brauste ein Ulanenregiment der verstopftesten Straße entgegen. Die Herden wußten vor Angst nicht wohin. Mit aller Gewalt preschten die Reiter hindurch. Sie mußten vorwärts, sie mußten; es galt, die Russen in die Falle zu locken. Auf einer Brücke türmten sich die Tiere rechts und links in Todesangst übereinander. Eine Kuh kollerte über das Geländer. In stillem Entsetzen schwamm sie dem Ufer entgegen. Die Soldaten wollten den Flüchtlingen keinen Schaden tun; aber sie mußten vorwärts. Ihre Pferde bäumten sich in wilder Angst unter dem brüllenden Vieh. Mancher Reiter konnte sich nur mit Mühe im Sattel halten. Mancher Flüchtling geriet unter die Hufe. Im dichtesten Rindergetümmel saß plötzlich eine Frau auf einer Kuh. Sie wußte selbst nicht, wie sie auf das Tier heraufgekommen war. Ihr Haar war auseinandergerissen, Gesicht und Hände bluteten. Wie erstarrt saß sie auf einer Kuh. Es gab sogar noch Leute, die darüber lachten. So ganz unwillkürlich.

Das Pferd des Vierzehnjährigen scheute bei dem Durchbruch der Ulanen. In weitem Bogen wurde er aus dem Sattel geschleudert. Unglücklicherweise fiel er in einen Keller hinein, dessen Türen weit offen standen. Es war ein wolkiger Abend. Niemand hatte gesehen, wo der jugend-

liche Reiter geblieben war, denn jeder hatte in dem furchtbaren Wirrwarr mit sich selbst zu tun. Die meisten blickten auch nach der Frau auf der Kuh. Das Pferd des Jungen lief mit den Herden mit.

Nach den Ulanen kamen singende Fußsoldaten, die es nicht ganz so eilig hatten.

„Seid nicht so traurig,
's ist bald vorüber . . ."

klang es wie zum Trost durch den wolkigen Abend. Bei diesen Worten weinten auch die, die vorher noch gelacht hatten. Jetzt erst entdeckte man, daß der Junge fehlte. „Er ist schon voraus," hieß es alsbald. Andere behaupteten, er wäre weiter hinten. Wohl hatten etliche den Sturz eines jugendlichen Reiters gesehen, aber nicht, wo er geblieben war. Der Inspektor und die Treiber konnten sich nicht lange mit Fragen und Suchen aufhalten. Unaufhaltsam wurden sie von dem fliehenden Tier- und Menschenstrom weiter geschoben. Der Junge lag bewußtlos am Fuß der Kellertreppe.

Beim Anbruch der Nacht kehrten dieselben Truppen, die am Abend so eilig durch die Straßen gezogen waren, so eilig wieder zurück und verschwanden in der Dunkelheit. Eine schauerliche Stille entstand in der verlassenen, dem Feind preisgegebenen Stadt. Nirgends Licht. In beklommener Grabesstille harrten die finstern Straßen auf das Kommende. Eine tote Stadt mit weißen Sternen am Himmel. Der Junge lag noch immer bewußtlos im Keller.

Durch die wartende Stille knallten in der Vorstadt drei Schüsse. Der Feind war da. Ein russischer Offizier gab damit den Seinen das Zeichen, daß die Stadt leer sei. Dröhnend wälzten sich die slawischen Scharen in die still starrenden, nächtlichen Straßen. Dornröschen bekam lau-

ten Besuch. Doch nicht ohne Schauder ritten die Russen in die dunkle Stadt. Mancher bekreuzigte sich, während andere Fenster einschlugen und Türen erbrachen. Wie durch ein Wunder wuchsen ganze Straßenzüge gespenstisch aus dem Schoß der Nacht im farblosen Licht der Scheinwerfer. Verwundete Pferde besprengten die Straßen mit ihrem Blut. Russisches Blut. Nun sollte auch der Boden russisch werden. Besorgte Blicke flogen zu den Türmen empor, ob nicht dort Maschinengewehre lauerten, und zu den weißen Sternen, ob nicht deutsche Luftschiffe am Himmel wären. Durch die Wolken sah der Allerweltsmond auf den russischen Einzug. Gleichgültig starrte er durch unverhängte Fenster in verlassene Wohnungen, die sich mit dunklen Gestalten füllten. Schwarze Gespenster gingen dort um. Lichter flammten dort auf und erloschen wieder. Ein dumpfes Stimmengewirr durchflutete alle Straßen.

Beim Knallen der Schüsse war der Junge zu sich gekommen. Zitternd hatte er sich in den dunkelsten Kellerwinkel verkrochen. Dort blieb er unbemerkt. Eine Hand in sein rotes Haar vergraben, dämmerte er so hin durch Nacht und Tag. Der Sturz hatte ihm eine böse Gehirnerschütterung eingetragen. Während er so im Keller lag, suchte ihn sein Vater auf dem Inseratenweg in allen Zeitungen, die noch in der Provinz erschienen.

Wer kann mir Auskunft geben über meinen Sohn, Gymnasiast, vierzehn Jahre alt, zuletzt beritten dort und dort gesehen, mit den Treibern einer großen Viehherde.

Wie ein Schrei stand das jeden Abend und jeden Morgen in den Zeitungen. Ähnliche Schreie erfüllten alle Blätter der Provinz. Morgens und abends riefen die Getrennten auf diesem allein möglichen Weg nach ihren verlorenen Angehörigen. Die ganzen Zeitungen waren ein langes, ver-

zweifeltes Rufen nach Verlorenen. Doch schon nahte die Vergeltung.

Am zweiten Morgen nach dem russischen Einzug zog, gewittergleich, ein schwerer Kanonendonner über die Stadt. Vom Hunger gepeinigt, richtete sich der Junge auf und lauschte. Unaufhörlich dröhnte das Haus. Von den Wänden rieselte der verstaubte Kalk, und die kleinen Kellerfenster klirrten. Zitternd bewegte sich das drohende Schattengebilde an der einen Wand. Es ähnelte einem dunkelgrauen Vorhang, hinter dem von oben ein abscheulicher Kosakenkopf hervorsah. Bis zur Nacht dröhnte das Haus und klirrten die Fenster. Gegen Abend ratterten Wagen durch die Stadt, solche, die langsam fuhren, und solche, die jagten. Die Schlacht bei Tannenberg war geschlagen. Die Narew-Armee ging ihrem Untergang entgegen. Es war der Abend vor dem grausigen Morgen ihres Verderbens. Die russische Besatzung der Stadt wußte nicht, ob sie bleiben oder abziehen sollte. Immerfort kamen Verwundete von den Schlachtfeldern an, die überall in den Häusern untergebracht wurden. Die Toten tat man in die Keller. Eine solche Einquartierung bekam auch der leere Kartoffelkeller, in dem der Junge versteckt lag. Ganz still und im Dunkeln wurden ihm ein paar Tote zur Gesellschaft hereingebracht. Niemand sah ihn, da kein Licht gemacht wurde. Auch er sah und ahnte nicht, was man zu ihm in den Keller trug. Er schlief, den Kopf auf den Haufen Säcke gedrückt, auf dem er nun schon zwei Nächte und zwei Tage in halber Bewußtlosigkeit gelegen hatte. Einträchtig schliefen die dunklen Gestalten in dem grauen Gewölbe. Nur die in der Ecke machte mitunter eine Bewegung, wenn eine freche Ratte sie beunruhigte. Die andern, die mit den weißen Verbänden, ließen die Ratten tun, was sie wollten.

Eine matte Absonderung des hellen Tageslichts schien schon durch die vergitterten Kellerfenster, als der Junge sich langsam aufrichtete. Mit Entsetzen erblickte er die unheimlichen Schläfer in der Nähe der Treppe, am Geruch erkennend, daß es Leichen waren. Mit einem Satz wollte er aufspringen und aus dem Keller flüchten; aber er war so schwach geworden, daß er es nicht vermochte. Auch mußte er über die Toten steigen, wenn er hinaus wollte.

Hinaus wollte er um jeden Preis. Er kroch ihnen also langsam näher. Von Zeit zu Zeit setzte sein Bewußtsein aus und er blieb untätig liegen. Als er bei der Treppe angelangt war, strahlte schon die Abendsonne die gelben Wachsgesichter der Leichen an. Immer fürchtend, ein Arm könne sich plötzlich noch ausstrecken und ihn festhalten, kroch der Fliehende, den Kopf rückwärts gewandt, die Stufen von der Seite empor. Kein Arm erhob sich. Kein scheußlicher Blick folgte ihm. Nun blieben die toten Soldaten mit den Ratten allein.

Vor Erschöpfung schwankend betrat der Junge die Straße. Die frische Luft belebte ihn ein wenig. Wagen jagten hin und her, doch die meisten jagten zur Stadt hinaus. Reiter ritten eilig von dannen. Verwundete wurden fortgeschafft. Die Russen flohen. Die Narew-Armee lag im See. Der Junge drückte sich längs den Mauern vorwärts, ohne zu wissen wohin. Ein Kosak versuchte, ihn zu sich aufs Pferd zu ziehen. Da schrie er so toll, daß das Pferd scheute und den Reiter davontrug. Ehe die Russen abzogen, steckten sie noch viele Häuser in Brand.

Der Junge verkroch sich aufs neue, diesmal geriet er in einen Stall. Er fieberte stark, und der Durst plagte ihn noch mehr als der Hunger. Er träumte die qualvollen Träume des Verschmachtenden; aber am meisten träumte

er doch von der Brücke. Immerfort zogen sie ihr mit den Herden entgegen, ohne sie je erreichen zu können. Sie lag immer in der Ferne. Bald hieß es: sie ist in die Luft gesprengt. Bald hieß es: noch steht sie. Einmal erblickte er sie schon in der Nähe und sie war ganz unversehrt. Alle jubelten. Da flog sie gerade splitternd und krachend in die Luft. Ein Gewirr verbogener Eisenteile blieb wie Unkraut im Strom zurück und eine Art schwarzer Galgen stand hoch über dem Wasser. Ganz Verzweifelte versuchten über das spitzige schwarze Gerüst zu kriechen. Andere liefen händeringend am Wasser hin und her. Russische Soldaten saßen in der Nähe des Ufers und spielten lärmend Karten ... Und wieder zogen sie allesamt mit ihren Herden der Brücke entgegen. „Noch steht sie," hieß es. „Aber wir müssen uns furchtbar beeilen." Alles Beeilen nützte nichts, denn das Vieh lief alle Augenblicke weit auseinander und mußte immer wieder mühselig zusammengetrieben werden. „Hooh —! Hooh —!" schrien, peitschenknallend die Herden umzingelnd, die Treiber. „Hooh —! Hooh —!" rief der Kranke im Stall. Die Brücke! Die Brücke! Würden sie je über die Brücke kommen? ...

Draußen war die Dunkelheit voll brennender Häuser. Wieder war es so still in der Stadt, wie vor dem russischen Einzug. Nur die Brände sprachen laut unter den weißen Sternen. In den zu Lazaretten umgewandelten Gebäuden stöhnten und riefen die zurückgelassenen Schwerverwundeten. Gegen Morgen flogen die Wolken zusammen. Als ob die Welt zugrunde gehen sollte, so krachte der Donner Gottes über der Stadt. Der Fiebernde hörte dann immer die Brücke sprengen. Dunkle Wasserströme ergossen sich vom Himmel über die brennenden Häuser. Die gelben Flammen duckten sich, böse zischend, zwischen die geschwärz-

ten Mauern. Das blecherne rote Rößlein über dem Torweg einer Pferdeschlächterei trotzte tapfer den Flammen. Den rechten Vorderfuß gehoben, stand es in einsamer Niedlichkeit auf seinem erhöhten Platz in einer engen, halb verbrannten Straße. Der kleine rote Kopf sah munter über die Verwüstung, während ihm der Regen die blecherne Mähne wusch.

Den Jungen verzehrte der Durst, wie die Flammen die Häuser verzehrten. Er hörte den Regen, doch ihm schien, des Vaters große Kuhherde werde gemolken, so deutete ihm der Wahn das Geräusch. „Milch!" murmelte er, die Hände ausstreckend. Es lag Hafer am Boden verstreut. Die tastende rechte Hand fand ein paar Körner und stopfte sie gleich in den Mund. Der Lebenstrieb erwachte. Mit der mühsamen Gier eines erschöpften Tieres schlang der Junge den Hafer herunter. Er suchte mehr und fand mehr. Staub und kleine Steine, alles ging mit dem Hafer in den Mund und wurde heißhungrig verschlungen. Im Laufe des Tages klärte es sich ein wenig in dem erschütterten Gehirn. Der Junge erhob sich und wollte den Vater und die Geschwister suchen gehen. Doch sobald er die Tür erreicht hatte, kauerte er sich wieder nieder in einer dunklen Angst vor der Straße. Stundenlang sah er, murmelnd, durch die halboffene Tür, bald den Vater, bald die Schwestern rufend. Am Abend trieb ihn der Durst mit Gewalt heraus.

Planlos wankte er durch die Straßen, sich immer versteckend, wenn er irgendwo Stimmen hörte. Je nächtlicher es wurde, desto zahlreicher wurden die gespenstischen schwarzen Kuhherden vor seinen Augen. Es wimmelte um ihn von Tieren im strömenden Regen. Verzweifelt hob er die Arme, um die Herden vorwärts zu treiben. „Hooh — ! Hooh — !" drang es klagend aus seinem Mund.

8*

Der junge Sanitätsunteroffizier in der Tür des Kino-Lazaretts sah ihn längs der Mittelstraße vorüberschwanken. Ohne sich zu besinnen, lief er dem Unglücklichen nach. Sobald dieser es merkte, versuchte er, voll Angst, zu laufen. Aus einer Pfütze taumelte er wie wild in die andere. Wo war die Brücke? Mit einem gellenden „Papa!" brach er zusammen. Aus einem Fenster quoll der Schein einer Küchenlampe über den Gefallenen. Im messingfarbenen Licht ihrer Blendscheibe hob der junge Sanitäter die schmächtige Gestalt vom Boden auf. Das rote Kreuz auf weißem Grund an seinem Ärmel flammte einen Augenblick, vom Licht getroffen, wie ein unirdisches Zeichen auf.

Der Regen rann in Strömen, und doch gleißte ein wachsender Feuerschein am östlichen Horizont. Messingfarben, wie die Blendscheibe der Küchenlampe, glommen dort die Nachtwolken über einem brennenden Wald. Ein meilenweit leuchtendes Höllentor stand über der russischen Grenze. Seine Last im Arm, warf der Kreuzsoldat noch einen scheuen Blick nach der drohend wachsenden Lohe zurück, ehe er weitereilte. Der Weltenbrand schien anzubrechen.

Durch den flammenden Wald jagten fliehende russische Truppen. Reste der Narew-Armee. Sie hatten sich hier verschanzt, ehe der Wald von den Verfolgern umzingelt und in Brand geschossen wurde. Im Lauf des Abends gingen die dürren, düstern Tannen über ihren Köpfen in Flammen auf. Kein Regen löschte dieses gewaltige Feuer. Heulend überholten die Flammen die keuchenden Pferde. Teuflisch geschwinde spannten sie rote Feuertücher von Baum zu Baum, unter denen alles Lebendige erstickte. Mit dem Gebrüll wilder Tiere jagten Kosaken auf ihren kleinen scheuenden Pferden im Kreise umher. Unter höhnischem Krachen wurden sie von den stürzenden Baumkronen er-

schlagen. Die Bäume rächten so manchen heimlichen Mord. Die geschwärzten Gesichter auf die Hälse ihrer Pferde gepreßt, sprengten die Reiter durch die feurigen Gassen. Unter irrsinnigem „Hussa“ versuchten sie, heil hindurchzukommen. Sie rissen sich die glimmenden Kleider vom Leib und ritten halbnackt weiter. Der Regen kühlte die brennenden Wunden; der Regen milderte die Höllenhitze. Den Pferden brannten schon die Schwänze und die Mähnen. „Hussa!“ kreischten die halbnackten, aber gestiefelten Reiter auf den brennenden Pferden. Im tollen Galopp ging es in die glühenden Arme der stürzenden Baumkronen hinein.

Auf einem schmalen Waldweg wanderte ein riesenhafter Kerl. Er ging so langsam, als ginge er spazieren. Die Hände schützend überm Kopf, stampfte er auf seinen verwundeten Beinen schwer und still durch die Hölle der Heimat zu. Er ging schon lange und war noch unversehrt. Ab und zu entstand ein kleines Feuerchen in seinem wilden krausen Bart. Alsbald riß er sich ruhig eine Handvoll Haare aus und warf sie schweigend weg. Ab und zu brannte auch sein langer schmieriger Soldatenkittel. Alsbald riß er die glimmenden Stellen heraus und warf sie schweigend weg. Er hustete laut durch den qualmerfüllten, krachenden Wald. Wie elfenbeinerne Kugeln rollten die großen Augäpfel in seinem geschwärzten Gesicht von rechts nach links. Von einem Ameisenhaufen, hoch wie ein russisches Bauernhaus, retteten sich zahllose Tiere auf seine dick umwickelten Beine. Er merkte es nicht. Ein verwesendes Pferd versperrte ihm an einer Stelle den Weg. Hohl hustend erklomm er mit Mühe den aufgedunsenen Leib. Er blieb auf ihm stehen und sah flehend zum Himmel auf. Er hob die verbrannten Hände zu den schwarzen Wolken

empor, zugleich stürzte ihm ein tierisches Geheul aus dem Mund. Rauh gellte der Klang seines Gebetes durch die krachende Stille. Das tote Pferd überließ seine offenen, blau gewordenen Augen mit unbeschreiblicher Demut dem Regen.

Schwer und still stampfte der Riese weiter. Manchmal schob er ein brennendes Gesträuch beiseite, etwa so, wie jemand eine dornige Ranke beiseite schiebt. Seine Hände waren voll schmutziger Wunden, sein Haar und seine Kleider voll beißender Feuerfunken. Er schüttelte wie ein gereizter Stier den Kopf.

Was nun? Dichter Qualm warf sich ihm lautlos an die Brust und suchte ihn zu ersticken. Rote und gelbe Feuertücher wehten ihm höhnisch über die Schultern. Da ließ sich der Soldat in schreckensvoller Erwartung im brennenden Wald auf die Knie nieder.

Der Hauptmann hatte gesagt: „Was tut's, wenn Ihr im Krieg Euer Leben laßt. Hinterher steht Ihr ja doch wieder auf." . . . Qualvoll sterbend wartete der große einfältige Kerl in naiver Zuversicht auf seine Auferstehung nach dem Tode.

Nicht weit davon schlugen sich berittene Kosaken mit ihren Lederpeitschen ins Gesicht, um einer dem andern zuvorzukommen. Sie waren bis zum Gürtel nackt. Während sie sich schlugen, steckten ihnen die Pferde mit ihren langen lodernden Schwänzen das Haar an.

So weit wie möglich umzingelten preußische Ulanen das brennende Waldgebiet. Als der Regen die Flammen geduckt hatte, ging es mit „Hurra" in den Feuerkessel hinein. Die Pferde wollten nicht; aber die Reiter wollten. Das Gesicht in die nassen Mähnen gepreßt, sprengten sie, einer

hinter dem andern, in den Wald. Knallend blähten sich die feuchten schwarz und weißen Fähnlein an ihren glitzernden Lanzen. Die Flammen neigten sich nach allen Seiten. Die Bäume sprühten rote Sterne. Ganze Schwärme feuriger Insekten zogen durch den rabenschwarzen, rot durchleuchteten Wald. Manches Fähnlein wurde von ihnen heruntergenagt. Aber was tat es?! Wenn nur der Reiter heil blieb und die Lanze. „Hussa!" gellte der Russenruf voll Grausamkeit und Irrsinn in der Ferne. „Hurra!" erwiderten die Deutschen. Kugeln pfiffen hin und her. Schwer getroffen ritt ein deutscher Reiter mit den andern mit. Für ihn ging es durchs Fegefeuer ins Jenseits. Auf einer Lichtung ließ man ihn zurück. Einer blieb bei ihm, um ihm bis zur letzten Pforte beizustehen. Es war rasch vorüber.

Es ward still im Wald. Hussa und Hurra verklangen in nächtlicher Ferne. Überall kauerten scheußliche schwarze Gnomen — die verbrannten Bäume — und qualmten zum Ersticken. Ein Pferd und ein übernächtiger Mensch standen mit gesenkten Köpfen auf einer fahlrot beleuchteten Lichtung vor einem Toten. Das Rauschen des Regens und das Krachen stürzender Äste vermischte sich mit dem Knistern des Feuers im Wald zu einer eintönigen Melodie. Der betende Ulan glaubte von traurigen Geisterstimmen das Lied vom „Guten Kameraden" zu hören. Auch als er schon hastig davonritt, hörte er es in seinen klingenden Ohren in düsterer Feierlichkeit endlos weitersingen. Schließlich waren es nur noch die letzten Worte des Liedes, die ihn gespenstisch durch den rabenschwarzen, rot durchleuchteten Wald begleiteten. Immerzu sangen die wehen Geisterstimmen in einer Ferne, die nicht auf Erden war:

„Mein guter Kamerad,
Mein guter Ka—me—rad ...“

Und er sah ihn mit dem traurigsten Lächeln von der Welt auf der verlassenen Waldwiese schlafen.

Die gräßlich verbrannten Leichen hier und dort schienen voll Andacht den unirdischen Tönen zu lauschen. Nach ihrem Rhythmus verzehrten auch die Flammen die Köpfe der Bäume. Nach ihrem Rhythmus hoben und senkten sich die Rauchwolken wie verschleierte Totentänzerinnen um die entschwindende Wiese.

„Mein guter Ka—me—rad ...“

Das Pferd schnob und zitterte nach diesem Rhythmus. Mit bleichem Gesicht spornte es der Reiter zum Galopp. Alles drängte in ihm den Lebenden nach. Das Grauen jagte ihn mit aller Gewalt aus der geheimnisvollen Nähe der Toten.

Dort, wo Hurra geschrien wurde, dort war das Leben! Vorwärts! Böse drängten sich die Rauchwolken in den Weg. Wie heimtückische Hände griffen die bunten Flammen nach Roß und Reiter. Das Pferd schnob und zitterte. Schaudernd keuchten Mensch und Tier. Wie waren sie einsam in dieser nächtlichen Welt! Und immer noch klang es durch die rabenschwarze, rot durchleuchtete Verwüstung:

Mein guter Ka—me—rad ...

Vorwärts! Der Regen duschte das Feuer wie aus tausend Schläuchen. Ein Meer von Rauch wallte über den Wald. Vorwärts! Dort wo Hurra geschrien wurde, dort war das Leben! ...

Die Truppen waren voll Übermut und Zuversicht. Jetzt ging es nach Rußland. Doch zunächst mußten noch die

Feinde ganz und gar aus der Heimat vertrieben werden. Mit Pulverdampf sollten sie herausgeräuchert werden. Dann ging es nach Rußland!

Es kam ein selten schöner September. Der Oktober brachte Regen mit. Immer sangen die Soldaten, ob die Sonne schien oder ob es regnete. Wer nicht sang, war tot. Der Feind zog mit neuen Truppen heran. Und so leicht, wie man es sich gedacht hatte, waren die alten russischen Schwärme nicht aus der Heimat herauszuräuchern. Trotzdem sangen die Soldaten, sobald Zeit dazu war. Nur die Gefallenen sangen nicht. Der November kam ebenso regenschwer. Der Feind wurde geschlagen. Doch schon wälzten sich neue Scharen aus dem riesigen Rußland der Grenze entgegen. Kaum war eine Hydra erschlagen, so wuchs schon die nächste heran. Das Blut floß in Strömen. Doch immer noch war die Heimat nicht ganz von den Feinden befreit. Es gab nur wenig Gegenden in Ostpreußen ohne die Spuren von Schützengräben und Granaten. Die halbe Ostprovinz wurde narbig. Wiesen und Felder wurden mit Blut gedüngt. Und es regnete und schneite. Trotzdem sangen die Soldaten, sobald Zeit dazu war. Wer nicht sang, war gefallen. Tausende waren gefallen. Es kam das Totenfest.

Der Himmel schenkte diesem Tag ein Osterwetter, aber die Kirchhöfe hatten wenig Besuch. Beim Totenfest 1914 blieben die Kirchhöfe leer, denn die meisten Toten dieses Jahres schliefen auf Wiesen und Äckern, in Feldern und Wäldern. Ganz Ostpreußen war ein großer Friedhof. Die meisten wußten nicht einmal, wo ihrer Toten Gräber waren, und wenn sie es wußten, konnten sie kaum zu ihnen hin, da der Krieg die Wege versperrte. Nur in Gedanken zog das große Heer der Trauernden zu den Toten-

feldern hinaus. Ein Meer von Tränen wurde in stillen Stuben vergossen, während die Gedanken bei den Massengräbern weilten. Endlos waren wohl die Schattenzüge der Gedanken und der Toten.

In himmlischem Blau lag die große feuchte Totenkammer der Narew-Armee. Leuchtend streckte sich der masurische See. Die Bäume hatten keine Blätter mehr, die Wiesen keine Blumen; aber der Himmel hatte ein Frühlingsgesicht und spiegelte es in allen Wassern. In einem Acker am Seeufer ruhten viele ertrunkene Russen unter gewaltigen Hügeln. Der gefrorene Kartoffelacker glich einem erstarrten Meer kleiner grauer Wellen, die in der Dämmerung mit den Gräbern in den Schreckenssee hineinzuwogen schienen, wie einst die Pferde mit den jetzt schlummernden Reitern. Sobald es dunkel wurde, schien der ganze Boden mit den Hügeln und den Kreuzen feierlich zu fließen. Ewig zu fließen und doch nie von der Stelle zu kommen. Über einem Kreuz aus alten dunkeln Pfählen lehnte eine deutsche Lanze. Das Fähnlein spiegelte sich schwarz und weiß in dem kalten blauen See.

Die Kähne der masurischen Fischer zogen nicht mehr über das Wasser. Die Kähne schliefen am Ufer. Die meisten zertrümmert. Die Fischer waren geflohen. Ihre Hütten und Häuschen hätten leer gestanden, wenn sie nicht von Soldaten bewohnt worden wären. Viel Landsturm bewohnte und bewachte das heiß umstrittene Seegebiet. Überall standen bärtige Männer, das Gewehr im Arm und hielten spähend Wache. So mancher stand nicht weit von einem Grab, auf dessen mächtigem Kreuz zu lesen war: „Hier ruhen in Gott hundert Kameraden." Wenn der Tag zu Ende ging und es keine Kämpfe gab, schlich die tote Einsamkeit durch das masurische Land. Nur hier und dort

ein Posten, das Gewehr im Arm und hier und dort ein Massengrab mit den verblichenen, trauernden Helmen.

In einem Hüttchen, nahe am Schreckenssee, wohnte ganz allein ein alter, halb gestörter Blinder. Das Häuschen war schon vor dem Krieg baufällig gewesen; aber jetzt fiel es dem Alten bald über dem Kopf zusammen. „Das hält noch lange," sagte er jedoch, wenn man ihn warnte. Er war ja blind. Der Alte lebte von dem, was ihm die Soldaten gaben, sonst hätte er auch verhungern müssen. Das Landsturmbataillon, das ihn ernährte, erfüllte die verödeten Häuser des Dorfes mit lautem Leben. Wenn der Abend kam, tastete sich der Blinde mit seiner Fiedel von Haus zu Haus (was hätte ihm der Morgen genützt?) und sammelte Gaben ein. Mancher Soldat trieb seinen Spott mit ihm, da er sich noch einfältiger stellte als er war; aber geben taten ihm alle. Der Blinde war langmütig. Reizte man ihn gar zu arg, so spielte er den „Masurischen Fischzug". So nannte er den furchtbaren Tanz.

Es war an einem trüben Abend, als er ihn zum erstenmal im Schulhaus vor einer Landsturmschar zum besten gab; dies erste Mal, um seine Kunst zu zeigen. Ein alter eiserner Armleuchter, auf dem zwei Lichter brannten, leuchtete auf dem dunkeln Schulstubenkatheder. Er war ein Stück aus dem Besitz des geflohenen Schulmeisters. Jetzt leuchteten seine Kerzen einer versammelten Landsturmschar. Im gelben Schein der Flämmchen stand Martin Luther auf der Kathederwand im Kreis seiner Freunde. Ein uraltes Bild. An der Tür lehnte der Blinde und spielte den „Masurischen Fischzug".

Ein furchtbares Gekreische drang aus seinem Instrument. Allmählich an Stärke zunehmend, schwangen sich die Mißakkorde zur Höhe auf. Ein Winseln in den höchsten Tönen

setzte ihnen oben ein Ziel. Dann ging es wieder schrill hinunter. Von Zeit zu Zeit schwoll das Kreischen der Geige in einen einzigen langen, markerschütternden Ton zusammen. Mit Windeseile durchsprang ihn tänzerisch ein zischender Akkord: ein ganz närrisch klingendes Wui, Wui, Wui ... Dann wieder der lange markerschütternde Ton. Der Alte bog sich ganz krumm, um ihn kräftig anschwellen zu lassen. Ein teuflisches Grinsen ging über sein blindes, vom Alter verstörtes Gesicht. „So schrien se —" flüsterte er. „Wer?" fragte jemand. „Die fremde Fisch," entgegnete er listig. Manchem Landsturmmann kroch es kalt über den Rücken. Draußen zog die Nacht heran. Finster standen die Wälder Masurens um die finstern Seen. Grab war an Grab draußen auf den Feldern. In der Ferne drohte der Feind. Eine unruhige Bewegung ging durch die Landsturmschar. Nur Martin Luther stand ganz ruhig im gelben Schein der Kerzen.

Im Schreien des vergewaltigten Instruments tauchte eine kleine Melodie empor. Wie klang das doch schon? Plötzlich warf der alte Fiedler, wie toll geworden, sein Instrument auf den Rücken, und dort wie närrisch weiter geigend, sprang und sang er „hurra —! hurra —! hurra!" Das war die kleine Melodie. Schon hatte er die Geige wieder unterm Kinn. Der lange grauenhafte Ton erhob sich wie ein Ungeheuer aus dem Geigenkasten. Tänzerisch sprang ihm der zischende Akkord in die Flanke. Auf einmal schien die alte Fiedel aufzuplatzen. „So machte das Wasser," wisperte der Greis.

Und nun wie ein Orkan: Schreie, Granatenzischen, Hurras, Wasserknallen, Schreie ...

Die Landsturmmänner sahen still zu Boden. Dieser und jener versuchte zu lachen, denn die Musik wäre auch lächer-

lich gewesen, wenn ihr das Entsetzliche, an das sich diese schrillen und wahnsinnigen Töne knüpften, nicht etwas Satanisches gegeben hätte. Und draußen zog die Nacht heran. Finster standen die Wälder Masurens um die finstern Seen. In der Ferne drohte der Feind. Den Männern in der Schulstube kamen Gedanken an Not und Tod. „Genug!" sagte einer zu dem blinden Fiedler und schob ihn energisch hinaus.

Totensonntagabend tastete sich der Alte wieder einmal mit seiner Fiedel zum Schulhaus hin. Am Morgen hatte ein ungewöhnlich reges Leben im ganzen Ort geherrscht, doch dann war es allmählich unheimlich still geworden. Sorgenvoll tastete sich der Blinde seinen Weg an den stummen Häusern entlang. Ein paar gelbe Blätter torkelten raschelnd durch die leere Dorfstraße; sonst kein Laut. Des Fiedlers Schatten folgte ihm einsam durch die Dämmerung. Schneckenhaft langsam gingen diese Zwei ihren Weg. Angstvoll seine Ohren anstrengend, betrat der Alte das Schulhaus, in dem immer das meiste Leben gewesen war. Alles still. Unheimlich still.

Das Landsturmbataillon hatte plötzlich abrücken müssen, um anderen Truppen, die schon unterwegs waren, Platz zu machen, denn der Feind zog mit starker Macht heran.

Der alte Fiedler ging, leise rufend, durch das Haus. Furchtsam öffnete er die Schulstubentür. Der Zugwind sprang ihm entgegen und eine miauende Katze. Hin und her tappend trat er ihr heftig auf den Schwanz. Die Katze riß ihr rotes Maul auf und schrillte fauchend einen messerscharfen Schmerzensschrei. Bei den unerwarteten gellen und bösen Tönen fuhr der Blinde entsetzt zurück. Um so machtvoller kehrte dann das Schweigen wieder. Den Alten packte eine stille Verzweiflung. Mit einem leisen kindischen

Schluchzen setzte er sich vor die Hintertür, um die etwaige Rückkehr der Soldaten abzuwarten.

Was wußte er, daß es immer finsterer wurde! Er sah ja nichts. Schwarze Nebelwolken erklommen den Abendhimmel und bedeckten ihn wie mit großen tragischen Bildergruppen. Um so heller erstrahlte zwischen ihnen der Mond. Langem und leichtem silbernen Frauenhaar ähnlich, wallte ein Lichtschleier von ihm herab bis zum Schreckenssee. Die deutsche Lanze über dem Kreuz am Seeufer spiegelte ihr Fähnlein schwarz und weiß in dem magisch flimmernden Wasser. Regungslos schwammen die Massengräber auf den kleinen grauen Wellen des gefrorenen Ackers.

Pferdegetrappel. Der Blinde an der Tür stand taumelnd auf. Kehrten die Soldaten zu Pferde zurück?

Ganz langsam ritt eine Kosakenpatrouille durch das Dorf. Schweigend und scharf nach allen Seiten spähend, das Gewehr schußbereit im Arm, ritt sie auf ihren kleinen langschwänzigen Pferden bis zum letzten Haus. Hier wurde haltgemacht. Eine leise Beratung. Dann ritt die Hälfte kreuz und quer um die Gehöfte herum. Einer der Reiter entdeckte den Blinden an der Hintertür des Schulhauses. Auf seinen Ruf kamen mehr herbei. Die Kosaken stiegen von den Pferden und umringten den alten Mann. Die roten Streifen an ihren Hosen sahen im Dunkeln wie Blutspuren aus. Nur an den fremden Lauten erkannte der Blinde, daß ihn Feinde umgaben.

Wo die Preußen wären? Er zuckte die Achseln und zeigte auf seine zerflossenen Augen. Sie wollten ihm nicht glauben und stießen ihn und schüttelten ihn wie einen leeren Sack. Die Schirmmütze fiel dem greisen Fiedler vom Kopf. Der Mond beschien seine toten Augen. Jetzt sahen die Russen, daß er blind war. Der Alte hielt sein Instru-

ment wie zum Schutz vor der Brust. Fahl wie der Tod verschanzte er sich hinter seiner kleinen Fiedel. Aber er zitterte nicht. Einer Eingebung folgend, hub er auf einmal zu spielen an; er wußte sich nicht anders zu helfen. Ganz verdutzt ließen die Kosaken von ihm ab. Er spielte den „Masurischen Fischzug".

Furchtbarer noch als sonst kreischte sein Instrument. Allmählich an Stärke zunehmend, schwangen sich die Mißakkorde zur Höhe auf. Ein Winseln in den höchsten Tönen setzte ihnen oben ein Ziel. Dann ging es wieder schrill hinunter. Von Zeit zu Zeit schwoll das Kreischen der Geige in einen einzigen langen, markerschütternden Ton zusammen. Mit Windeseile durchsprang ihn tänzerisch ein zischender Akkord: ein ganz närrisch klingendes „Wui, Wui, Wui..." Dann wieder der lange markerschütternde Ton. Der Alte bog sich ganz krumm, um ihn kräftig anschwellen zu lassen. Der Mond beschien sein wirres silbernes Haar. Ein teuflisches Grinsen ging über sein fahles, vom Alter verstörtes Gesicht. „So schrien se," flüsterte er unhörbar. Die Kosaken bogen sich vor Lachen.

Im Schreien des vergewaltigten Instruments tauchte eine kleine Melodie empor. Plötzlich warf der alte Fiedler wie toll geworden sein Instrument auf den Rücken, und dort wie närrisch weitergeigend, sprang und spielte er „Hurra —! hurra —! hurra!" Die Russen spitzten die Ohren. Noch schneller als sonst hatte der Alte die Geige wieder unterm Kinn. Der lange grauenhafte Ton erhob sich wie ein Ungeheuer aus dem Geigenkasten. Tänzerisch sprang ihm der zischende Akkord in die Flanke. Auf einmal schien die alte Fiedel aufzuplatzen. Die Lippen des Alten bewegten sich lautlos. Und nun wie ein Orkan: Schreie, Granatenzischen, Hurras, Wasserknallen, Schreie...

Still lag der See. Wie ein fernes Gebirge dunkelte der Höhenzug auf der andern Seite des Ufers. Hier kam sie die steile Höhe herabgesaust, die Narew=Armee, wie ein Wasserfall. Toll schrie das Instrument. Die Kosaken wieherten durch die Dunkelheit. Und doch zerrten diese irrsinnigen Töne an ihren rauhen Nerven. In ihren blitzenden Augen war trotz des Lachens ein heimliches Grauen. Sie waren in Feindesland, sie waren zwischen Seen und großen finstern Wäldern. Sie dachten an das Schreckensende der Narew=Armee, ohne zu ahnen, was ihnen der Fiedler zum besten gab.

„Die Musik ist ein Zeichen!" schrie einer auf Russisch. „Der Kerl gibt den Seinen damit ein Zeichen!" Der Lauf einer ungeduldigen Pistole blitzte im Mondlicht. Haarige Hände rissen die Lederpeitschen vom Gürtel. Da ein Schuß in der Ferne. Die Kosaken stutzten. Schon sprengte die Patrouille vom Ende des Dorfes wie toll daher, das Heranrücken preußischer Truppen meldend. Wie ein Nachtspuk verschwanden die Kosaken auf ihren flinken dunklen Pferden.

In seiner Benommenheit und Blindheit spielte der Alte noch eine Weile automatisch weiter. Schreiend erzählte seine Geige von dem schauerlichen Fischzug der Stille ringsumher und der Nacht und den Massengräbern und den Geistern der Toten.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig


Princeton University Library
32101 068761368

